

Predigten 2022

<https://www.wels-heilige-familie.at>

Printed on 20. Januar 2026

Auszug aus der Homepage der Pfarrgemeinde Wels – Heilige Familie



Inhaltsverzeichnis

Die Herrlichkeit Gottes
Gibt es in 30 Jahren noch eine Pfarre in der Vogelweide?
Wollen wir Gott an unserer Seite?
Challenge accepted!
Die Programmrede Jesu
Jesus, ein Trainer, der die Seinen antreibt
Mit dem Bild eines Hofnarren – Faschingspredigt 2022
Ansporn zum Wiederaufbau
Welchem Werben geben wir nach?
Konkret werden
Ist Gott gerecht?
Ängste mit Gott überwinden
Österliche Ritter
Ostern ist
Friede, den die Welt nicht gibt
Miteinander statt Gegeneinander
Pfingsten begeistert
Predigt in der Ehejubiläumsfeier
Nachfolge Jesu ist und bleibt eine große Herausforderung
Was brauchen wir, um ein erfülltes Leben führen zu können?
Wer ist mein Nächster?
Hören oder Tun
Vaterunser Gebet
Will Jesus Spaltung und Zwietracht?
Türen sind Orte der Unterscheidung
Dankbar am Boden bleiben
Trauererfahrung
Sternstunden wahrnehmen
Sternstunden abwarten
Glaubensimmunsystem braucht Pflege!
Weihnachten – eine Sternstunde

Die Herrlichkeit Gottes

1. Januar 2022
Predigt



Liebe Schwestern, liebe Brüder,

wenn man das Weihnachtsfest von allen Bräuchen bereinigt, dann bleibt für den 24. und 25. Dezember in Wirklichkeit nicht sehr viel übrig. Da bleibt die Geburt eines Kindes, indem man Gott erkennen sollte, dann bleibt die für uns ungewohnte Idee, dass Gott nicht zuerst von den Staatsmännern und Machthabern, sondern vom Volk begrüßt werden will, und dann bleibt noch die Wärme, die aus der Krippe strahlt, die aber nichts mit Glanz und Glamour zu tun hat, sondern wenn schon, dann mit der innigen Beziehung, die dort gelebt wird.

Bei uns wird Weihnachten nicht selten als ein Familienfest gesehen. Natürlich ist es schön und nicht ganz verkehrt, dass man gerade auch zu Weihnachten die eigenen familiären Beziehungen in den Mittelpunkt stellt, aber Weihnachten hat damit eigentlich nicht viel zu tun. Vielleicht erweckt das Bild des Paares mit dem Kind die Sehnsucht nach einer heilen Welt gerade auch in den Familien, aber ich möchte alle entspannen, die es nicht so erlebt haben.

Denn zu Weihnachten geht es um die Herrlichkeit Gottes, die in die Welt eintritt und um die Menschen, die sich auf sie öffnen und sich von ihr berühren lassen. Es geht um meine ganz individuelle Entscheidung, mit Familie oder auch ohne Familie, in der Geburt Jesu die Herrlichkeit Gottes zu erkennen, sie zum Antrieb meines Lebens zu machen und dadurch als Kind Gottes mitten in der Welt zu leben.

Aber was ist so herrlich in der Geburt im Stall, wenn mit der Herrlichkeit immer die Größe, Macht, Kraft, Heiligkeit und die Ehre Gottes gemeint waren? Was ist so herrlich an der Geburt des Kindes, das den ersten Willkommensgruß auf der Erde von den untersten Schichten der Gesellschaft bekommen hat?

Muss man vielleicht die Herrlichkeit Gottes gerade in der Geburt Jesu neu deuten? Muss sie anders verstanden werden, als eine angsteinflößende Machterscheinung, vor der man sich niederwirft und der Gnade Gottes ausgeliefert ist?

Im Wissen, dass die biblische Herrlichkeit Gottes, die man mit solchen Begriffen wie erhaben, vornehm, glanzvoll, beschreiben könnte, vor allem im Unterschied zur Menschlichkeit dargestellt wird, möchte ich sie ein wenig anders deuten.

Denn die Herrlichkeit Gottes zu Weihnachten bedeutet für mich, dass die Größe Gottes woanders zu suchen ist, als wir es manchmal gewohnt sind. Es ist herrlich, dass Gott in das Weltgeschehen hineintritt, wie die meisten der damaligen Zeit: ohne Privilegien. Es ist herrlich, dass er nicht auf Reichtum, Macht und Ruhm setzt, sondern auf die Liebe, die ihn vom Anfang an umhüllt und begleitet. Es ist herrlich, dass er sich nicht über die Menschen stellt, sondern uns im solidarischen Leben zeigt, wie man ein wahrer Mensch wird. Es ist herrlich, dass er die Menschen nicht in Klassen und Rassen einteilt, sondern alle zu Kindern Gottes machen will. Es ist herrlich, dass Gott in Welt hineintritt, um Menschen zu einer großen Familie Gottes zu machen. Es ist herrlich, dass er die Dunkelheit beim Namen nennt und uns dadurch den Weg des Lebens erleuchtet. Es ist herrlich, dass er oft anders denkt, plant und handelt, als wir es getan hätten. All das ist herrlich, all das ist die Herrlichkeit Gottes, die sich gravierend vom menschlichen Streben nach Macht und Ruhm unterscheidet.

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

ich habe gesagt, dass es beim Weihnachtsfest um die Herrlichkeit Gottes und um den Menschen geht, der sich davon berühren lässt. Die Herrlichkeit haben wir ein wenig geklärt, aber jetzt geht es darum, sich auf den Weg mit Gott einzulassen und ihn konsequent zu gehen. Weihnachten ist ein Fest der ersten Schritte mit Gott, der uns ganz nahe sein will und der uns seine Begleitung anbietet. Ich wünsche uns allen, dass wir im Kind von Bethlehem den herrlichen Gott mit seinem herrlichen Wirken finden. Ich wünsche uns, dass wir uns von ihm berühren lassen und als dankbare, liebende und leuchtende Kinder Gottes in der Welt leben.

Slawomir Dadas
Pfarrer

Gibt es in 30 Jahren noch eine Pfarre in der Vogelweide?

18. Januar 2022
Predigt



Liebe Schwestern, liebe Brüder,

wird es in dreißig Jahren noch eine Pfarre in der Vogelweide geben? Wollen Sie das überhaupt? Wollen das Ihre Kinder und Enkelkinder, die die Zukunft gestalten werden? Gerade jetzt, wo wir vor dem Abschluss der Kandidatensuche für den Pfarrgemeinderat stehen, kommen solche Fragen automatisch in den Sinn. Für wen, wofür sollte man sich engagieren, wenn wir am Anfang jedes Jahres lesen können, dass es alleine in Wels ca. 600 Katholiken weniger gibt? Machen wir das alles, um selbst eine gewisse Befriedigung zu erfahren, oder weil wir unbedingt eine Tradition erhalten wollen? Interessiert jüngere Menschen noch die Gemeinschaft der Kirche als eine Stimme in der Gesellschaft, oder entwickeln wir uns in eine Richtung, wo unsere Glaubensgemeinschaft nur noch eine Randgruppe ist, ohne irgendeine Bedeutung? Hat es noch einen Sinn, sich für die christlichen Werte einzusetzen, wenn wir merken, dass sowohl auf der europäischen Ebene als auch schon in Österreich die bisher geltenden Grundsätze wie Schutz des Lebens von Anbeginn bis zum natürlichen Tod in Frage gestellt werden? Wenn man dazu noch die ausdrücklichen Gegner der Kirche nimmt, die uns mit allen Mitteln und Methoden bekämpfen, dann sind die Fragen nach der Kirche in der Vogelweide in der Zukunft dringend zu stellen.

Denn es ist nicht zwingend notwendig, dass die nächste Generation die Aufgabe übernimmt, für das Leben der christlichen Gemeinde zu sorgen. Es ist möglich, dass sich etwas aufhört und an der bisherigen Stelle nicht mehr existiert. Ich bin kein Untergangsprophet, aber ich kenne die Geschichten einiger christlicher Stätten, die einst in voller Blüte standen und heute nur noch als Ruinen oder Museen besichtigt werden können. Wie muss also eine christliche Gemeinde ausschauen, um etwas besonderes auszustrahlen und dadurch auch in der Zukunft anziehend auf die Menschen zu wirken?

In der Lesung aus dem Brief an die Gemeinde in Korinth haben wir von verschiedenen Gaben, Charismen, Talenten gehört, die in einer tiefen Verbundenheit mit Gott jeder einzelnen Person geschenkt werden. Sie sind für Paulus das Fundament einer christlichen Gemeinschaft, wenn sie zwei Voraussetzungen erfüllen. Erstens, wenn sie als echte Gabe, als unverdientes Geschenk Gottes gesehen und dadurch mit einer demütigen Dankbarkeit angenommen werden. Diese Haltung bewahrt vor Überheblichkeit im Dienst, vor Einsatz der Fähigkeiten als Selbstdarstellung, um möglicherweise daraus Profit zu schlagen. Die zweite Voraussetzung ist die Überzeugung, dass die Gaben geschenkt wurden, damit sie anderen nützen. Sie sind nicht zur Selbsterbauung des Empfängers, sondern zum Aufbau und zur Stärkung der Gemeinde. Diese Haltung bewegt zum Dienst an der gemeinsamen Sache, zur Suche nach dem Willen Gottes nicht nur für mich selbst, sondern für uns als Gemeinschaft. Dass es dabei eine von Gott gewollte und geschenkte Vielfalt an Gaben gibt, die nicht in Konkurrenz zu einander stehen, sondern sich ergänzen und dadurch das Miteinander stärken, ist der Plan Gottes.

So könnte die Vogelweide noch in fünf, zehn, dreißig Jahren eine strahlende Pfarrgemeinde sein, wenn sich genug Menschen finden, die mit Gott eine tiefe Verbundenheit leben, die sich als von Gott Beschenkte erkennen und die ihre Begabung als Dienst an der Gemeinschaft sehen, damit der Glaube bei uns weiterhin gelebt, verkündet und gefeiert werden kann.

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

das heutige Evangelium vom Wunder in Kana spricht vor allem von einer aufmerksamen Frau und von dem Willen, in der Not anderen zu helfen. Maria stellt sich nicht auf die Seite der Zuschauer oder noch viel schlimmer, auf die Seite der Verspottenden. In aller Stille handelt sie, ohne sich in den Vordergrund zu drängen. Sie hat die ihr geschenkte Gabe der Achtsamkeit erkannt und für die anderen eingesetzt. Sie ist ein Vorbild, wie eine einzelne Person zum Wohl der Gemeinschaft handeln kann.

Ich wünsche uns allen, dass wir imstande sind, die Gaben und Charismen, mit denen Gott uns beschenkt hat, zu erkennen und für das Leben als Gemeinschaft einzusetzen. Ich wünsche uns, dass wir im Miteinander unsere Pfarrgemeinde tragen und dadurch viele Menschen begeistern, für die Beziehung zu Gott, für die Beziehung mit uns als Gemeinschaft und für die Beziehung der Nächstenliebe zu Menschen, die uns unbedingt auch in der Zukunft brauchen werden.

Slawomir Dadas
Pfarrer

Wollen wir Gott an unserer Seite?

26. Januar 2022
Predigt



Schwestern und Brüder im Herrn!

Im heurigen Jahr stammen die meisten Texte der Sonntagsevangelien vom Evangelisten Lukas. Dieser stammte vermutlich aus Antiochia in Kleinasien und gilt als der Verfasser des 3. Evangeliums und der Apostelgeschichte. Er war ein Heidenchrist, eher gebildet und ein Erzähl talent.

In der Einleitung zu seinem Evangelium hält er fest, dass er allen mündlichen und schriftlichen Überlieferungen sorgfältig nachgegangen ist und alles für Theophilus aufgeschrieben hat, damit dieser sich von der Glaubwürdigkeit der Botschaft Jesu überzeugen kann. Lukas geht es um die Zuverlässigkeit seiner Schrift!

Im 2. Teil des heutigen Evangeliums berichtet Lukas über das erste Auftreten Jesu in Nazareth, wobei das Geschilderte für das gesamte Handeln und Reden Jesu gilt. Mit dem letzten Satz des heutigen Evangeliums wird Jesus als der erwartete Messias bezeichnet. Er weiß sich zu allererst zu den Armen und Kranken, zu den Gefangenen und Sündern, zu den Außenseitern der Gesellschaft gesandt. Sein Auftreten war immer gekennzeichnet von Heilung, Befreiung und Verkündigung der Frohbotschaft. Sein Verhalten war eine arge Zumutung für die „Rechthabenden“ von damals. Das zeigte sich schon in der Synagoge von Nazareth! Ist der nicht der Sohn des Zimmermanns Josef??

Was bedeutet das alles für uns – für jede/n persönlich? Der Evangelist Lukas ermuntert uns, mit Taten und Worten dem Beispiel Jesu nachzufolgen, jede/r auf seine persönliche Art und mit seinen Fähigkeiten. Dabei gilt aber auch für uns als Gemeinde Jesu die Mahnung des Apostels Paulus an seine zerstrittene Christengemeinde in Korinth: Nur alle zusammen sind wir die Gemeinde Jesu hier in der Vogelweide! Und jede/r soll etwas beitragen in der Pfarre, das heißt, wenn ich mich nicht einbringe, dann fehlt etwas, das niemand anderer ersetzen kann!

Eine jüdische Weisheit lautet: „Es ist mir nicht geben, das Werk zu vollenden, aber davon abzulassen und nichts zu tun, ist mir nicht erlaubt!“ Vielleicht sollten wir darüber einmal nachdenken.

Pfarrer Dadas fragte letztes Wochenende, ob es unsere Pfarre in 20 oder 30 Jahren noch geben wird oder nicht, und wie sie aussehen wird. Die Kirche insgesamt ist im Umbruch begriffen, was viel Kraft und Energie verschlingt. Es liegt an unserem Einsatz für die Sache Jesu, ob unsere Nachkommen auch davon erfahren.

Gott hat sein Volk Israel aus Ägypten herausgeführt und stand später den Heimkehrern aus der babylonischen Gefangenschaft zu Seite. Er war mit Jesus und will auch bei uns sein. Wollen wir das auch??

Josef Bernögger
Diakon

Challenge accepted!

6. Februar 2022
Predigt



Liebe Christinnen und Christen! Liebe versammelte Gottesdienstgemeinde!

Gemeinsam mit Ihnen will ich ins Evangelium (Lk 5, 1-11) eintauchen:

Es muss absolut frustrierend gewesen sein. Die Fischer sind stundenlang am See unterwegs, an diesem Tag will ihnen einfach nichts gelingen. Es ist ihre Arbeit, die sie seit Jahren beherrschen und wohl von ihren Vätern gelernt haben, dass sie in den Nachstunden die Netze auswerfen, um Fische zu fangen. Es ist eine harte Arbeit, die gründliche **Vor- und Nacharbeit** braucht, damit die Netze einsatzfähig bleiben. Und an diesem Tag haben sie gar nichts gefangen. Keinen einzigen Fisch. Ein Umstand, der existenzbedrohend werden kann, insbesondere, wenn er sich wiederholt: es hängen nicht nur sie selber daran, auch ihre Familien betrifft das.

Jesus kommt mitten in diese unbefriedigende Alltags-Situation hinein, um die er sich zuerst nicht annimmt. Er bittet darum, ein Stück auf den See gebracht zu werden. Und als hätte er grad nichts Besseres zu tun, bringt ihn Simon weg vom Ufer. Warum er das tut, wissen wir nicht. **Jesus hatte bereits einen gewissen Bekanntheitsgrad**, wir erinnern uns, dass wir letzten Sonntag von seinem Wirken in der Synagoge gehört haben. Die Menschen interessieren sich für ihn. Er lehrt dort vom Wasser aus.

Es wirkt für mich wie ein „Danke“, dass er Simon danach einen **Tipp** gibt: „Fahr doch dorthin, wo es tief ist“. Wie und woher soll er gewusst haben, dass da noch etwas zu holen ist? Simon greift den Hinweis auf. Es wird nicht beschrieben warum. Wenn wir im vorhergehenden Kapitel des Lukasevangeliums nachlesen, dann wird berichtet, dass Jesus zuvor die Schwiegermutter des Simon geheilt hatte (Lk 4,38f), dass er Dämonen ausgetrieben hatte und aus der Geistkraft Gottes nach seinem Rückzug in die Wüste in den Synagogen in Galiläa und Judäas gelehrt hatte. Und trotzdem: Jesus war in der Familie des Zimmermanns Josef aufgewachsen, er war kein Fischer.

Wem vertrauen wir? Wem trauen wir zu, etwas zu wissen, was uns weiterbringt?

Ganz grundsätzlich stelle ich mir die Frage, **wem wir heute vertrauen**. Von wem wir uns etwas sagen lassen. Wen wir in schwierigen Entscheidungssituationen zu Rate ziehen. Und wie wir entscheiden, was wir dann konkret umsetzen. Gerade die Diskussionen der letzten beiden Jahre angesichts der heiklen Gesundheitsfragen haben mit gezeigt, dass das ein heißes Thema ist. Gesellschaftlich und individuell.

An manchen **Wegpunkten im Leben** stellen sich grundlegende Fragen (z.B. bei Jugendlichen, in der vermeintlichen Lebensmitte oder beim Übergang in den Erwerbsruhestand):

- Wohin zieht es mich?
- Was ist mir wirklich, wirklich wichtig?
- Will ich mit einem Menschen mein Leben bzw. mein weiteres Leben verbringen?
- Welcher Tätigkeit will ich nachgehen?
- Wie will ich die mir geschenkte Lebenszeit einsetzen?

Einige der Fragen habe auch ich mir gestellt angesichts des beruflichen Wechsels, der mich hier her in die Pfarre Wels Hl. Familie geführt hat. Im Rückblick sehe ich deutlich, dass eine maßgebliche **Veränderung im Leben auf alle anderen Lebensbereiche Einfluss** hat: Beziehung – Erwerbs- und unentgeltliche Arbeit – Engagement – Familie – Freundeskreis... Viel habe ich in mich hineingehört, wohin es gehen soll, eine Zeit lang habe ich mich in die Stille und Einsamkeit zurückgezogen, gebetet, nach Hinweisen und Zeichen Ausschau gehalten und mit Menschen, die mir nahestehen gesprochen. Und dann ist für mich immer deutlicher geworden, dass die Tätigkeit hier der sinnvolle nächste Schritt ist.

Zurück zum Evangelium:

Angesichts der Resonanz, die die Fischer auf das nochmalige Auswerfen der Netze erfahren, stellen sich für sie vermutlich mehrere Fragen: „Was haben wir zuerst falsch gemacht?“ oder „Wie hat er das wissen können?“. Simon und die Fischer sind von dem Fang in Überfülle überrascht und erschrocken. **Simon** anerkennt den guten Rat und **erniedrigt sich selbst**, in dem er sich niederwirft und seine Begrenztheit bekennt.

Jesus spricht ihm zu: Fürchte dich nicht und er gibt Simon eine **Perspektive**: Du wirst zukünftig nicht mehr nur fischen sondern mit Menschen zu tun haben. Schwer beeindruckt, lassen die ersten Jünger alles liegen und stehen und sind der neuen Perspektive gefolgt.

Ein Berufungserlebnis auch in der Lesung:

Vier wesentliche dynamische Elemente enthält die Lesung, die von der Berufung des bedeutenden **Propheten Jesaja** (öffentliches Wirken 739 – 697 v. Chr.) berichtet:

1. Eine großartige, mit den Sinnen wahrnehmbare Vision Gottes (Überwältigend großartiges Bild des Herrn am Thron, Rauch, Beben, Heiligrufe...)
2. Das Eingeständnis der eigenen Begrenztheit und Fehlerhaftigkeit durch Jesaja, der sich für unwürdig hält.
3. Die Aufrichtung und die Reinigung (durch glühende Kohlen, die den Mund berühren, getragen von einem Seraph)
4. Gerufen werden und selbst freie Antwort geben. „Hier bin ich, sende mich!“

Träger*innen der Botschaft:

Nicht nur makellos Auserwählte ruft Gott zu seinen Botschafter*innen, sondern Menschen unterschiedlicher Herkunft, die im Leben stehen, so wie du und ich. Er traut dem vermutlich adelig abstammenden Jesaja, er traut dem Fischer Simon, er traut uns zu, zu Träger*innen seiner Botschaft zu werden.

Und der **Kern dieser Botschaft** ist: Umzukehren, wo wir uns verrannt haben, der Frohen Botschaft zu glauben und wesentlich zu werden auf die Liebe Gottes hin, die durch uns in dieser Welt wirken soll. Das ist kein Selbstläufer, ganz und gar nicht – dazu gibt es in den biblischen Texten und auch in der kirchlichen Tradition mehr als genug Hinweise vom Gelingen, aber auch von Scheitern und Entmutigung. Es ist eine bleibende Herausforderung. Für mich kann ich sagen: ich nehme die Herausforderung an: Challenge accepted!

Oder wie wir es in der Lesung gehört haben: „Hier bin ich, sende mich“

Christoph Burgstaller
Pastoralassistent

Die Programmrede Jesu

16. Februar 2022
Predigt



Liebe Schwestern, liebe Brüder,

wenn wir vom Klassenkampf sprechen, dann denken wir in der Regel an den Marxismus und Kommunismus und an die ökonomische und ideologische Auseinandersetzung zwischen gesellschaftlichen Gruppen, verkürzt gesagt an den Aufstand der Armen gegen die Reichen. Ein Klassenkampf wird immer erst dadurch möglich, dass solche Werte wie Solidarität, Gerechtigkeit, Fairness im Umgang miteinander nicht geachtet oder sogar verdrängt werden. Da leider ein solches Verhalten die Menschheit seit tausenden Jahren begleitet, wiederholt sich der Klassenkampf und ist oft als blutige Kriege in die Geschichte eingegangen. Bereits im dritten Jahrtausend vor Christus hat es Aufstände beim Pyramidenbau gegeben, im römischen Reich Sklavenkriege, im Mittelalter in der frühen Neuzeit Bauernaufstände und Bauernkriege und in der Moderne die Revolutionen.

Ein Teil der jüdischen Bevölkerung hat in der Erwartung gelebt, dass der Messias ein Klassenkämpfer gegen die römischen Besatzungsmächte sein wird. So muss die Predigt auf dem Berg, von der wir heute einen Auszug gehört haben, für einige Irritationen und Enttäuschungen gesorgt haben. Denn dort steht nichts davon, dass die Armen zu Waffen greifen sollten, um die Reichen zu verjagen, es steht nichts davon, dass die Köpfe rollen und die Plätze getauscht werden sollten. Nein. Jesus spricht in seiner Programmrede die Grundhaltungen der Menschen an, und versucht aus der Sicht Gottes darauf eine Antwort zu geben.

Und diese Grundhaltungen können scheinbar ziemlich einfach in zwei große Blöcke eingeteilt werden. Die erste ist die Haltung des Gottvertrauens, trotz Armut, trotz Hunger, trotz Tränen, trotz Hasses und Schmähungen, die zum Ausschluss aus der Religionsgemeinschaft führen. Gottvertrauen auch dann, wenn sein Segen scheinbar weit weg ist und man nur noch zu den Geduldeten gehört. Gottvertrauen, das wir eher von Hiob kennen, der vieles erleiden musste, und trotzdem an Gott nicht verzweifelte. Genau diesen Menschen macht Jesus die Zusage, dass Gott sie nicht vergessen hat, dass er mit ihnen geht und dass er einst ihr Leben in Freude in Fülle verwandelt.

Die andere Haltung ist ein Gegensatz dazu, nicht des Gottvertrauens sondern des Selbst-Vertrauens und dadurch die Haltung der Abwendung von Gott und von den Mitmenschen. Selbst-Vertrauen, in dem man sich selbst auf das Materielle reduziert und dadurch das eigene Seelenheil vernachlässigt. Selbst-Vertrauen als Selbstzufriedenheit ohne Rücksicht auf die anderen Menschen. Selbst-Vertrauen als heuchlerische Selbstdarstellung, um von den anderen bewundert und anerkannt zu werden. Für solche Menschen gibt es keinen himmlischen Trost, weil sie nur um sich selbst kreisen und Gott und den Mitmenschen aus den Augen verloren haben.

Liebe Schwestern, liebe Brüder, auch in unserer Zeit gibt es Arme und Reiche, Privilegierte und Benachteiligte. Auch in unserer Zeit gibt es Menschen, die solche Situationen ausnützen und die Teile der Gesellschaft gegeneinander aufhetzen. Was hätte Jesus in der Situation getan, wie hätte er sich positioniert? Er hätte nie zum Klassenkampf aufgerufen, weil er die Gewalt verabscheut hat. Er hätte versucht, die Herzen der beiden Gruppen zu erreichen, um beide zu heilen: die ersten von ihrer Verzweiflung und Mutlosigkeit, die anderen von ihrer egoistischen Selbstsicherheit.

Er hätte den Armen und Benachteiligten Mut gemacht, damit sie im Glauben verharren und nicht an Gott zweifeln und geholfen, wo es möglich wäre.

Er hätte die Reichen und Privilegierten nicht beschimpft, sondern gemahnt, Gott und den Mitmenschen nicht aus den Augen zu verlieren und nicht in der überheblichen Selbstzufriedenheit dem ewigen Untergang entgegen zu gehen. Er hätte sie eingeladen, aus Dankbarkeit für ihren Wohlstand mit denen zu teilen, die wenig haben und die aus eigener Kraft nicht viel erreichen können.

Ich wünsche uns allen, dass wir uns nicht hineinziehen lassen in die Klassenkämpfe unserer Gesellschaft, sondern heilend und versöhnend wirken. Ich wünsche uns, dass wir nie Gott und seinen Willen aus den Augen verlieren. Ich wünsche uns, dass wir aus DEM leben, der uns hilft, solidarisch, gerecht und fair miteinander umzugehen, und der uns stärkt im Einsatz für eine Welt ohne Tränen, ohne Hunger und ohne Hass.

Slawomir Dadas
Pfarrer

Jesus, ein Trainer, der die Seinen antreibt

25. Februar 2022
Predigt



Wie haben sie dieses Evangelium verstanden, wie ist es bei ihnen angekommen? Als Herausforderung? Als Überforderung? Vielleicht sogar bedrohlich, wird hier doch der moralische Anspruch an uns so hoch gelegt, dass wir den sowieso nie erfüllen können?

Aber hören wir noch einmal genau hin in die Worte Jesu. Es sind starke Bilder, die er da aufstehen lässt. Aber im Grund stimmt es doch, dass nichts dabei ist, jemandem etwas zu leihen, wenn ich weiß, das bekomme ich zurück. Und jemanden zu lieben, der mich zurückliebt ist ziemlich einfach. Gutes tun im Austausch dagegen, wieder Gutes zurückzubekommen, das ist wie gleichwertige Geschenke auszutauschen.

Jesus agiert wie ein guter Trainer, ein Motivator, der uns anspricht: ihr könnt es, ihr könnt mehr als das Selbstverständliche. Ein Trainer, der die Seinen antreibt, mehr zu tun, immer besser zu werden.

Und als Argument zählt hier nicht eine Medaille, ein Pokal oder eine millionenschwere Siegesprämie wie im Sport. Das einzige Argument, das Jesus anführt, heißt: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Da ist keine Drohung, kein Zwang, da ist nur ein geradezu rührendes Werben.

Im Grund ist das doch eine echte Frohe Botschaft.

Und dann kommt ein Bruch im Text des Lukas. Richtet nicht, dann werdet auch ihr nicht gerichtet. Die Barmherzigkeit Gottes, von dem es eben noch geheißen hat, er ist gütig, auch gegen die Undankbaren und Bösen, diese Barmherzigkeit wird plötzlich begrenzt, beschränkt auf die eigene Leistung. Wenn du Gutes tust, wird auch dir Gutes getan werden, wenn du Böses tust, wird auch dir Böses getan werden. Eine völlig unlogische Kehrtwendung, die das vorher Gesagte ins Gegenteil verdreht.

Ich kann es mir nur so erklären, dass schon damals, nur 50 Jahre nach dem Tod Jesu, die Leitung der jungen Kirche zur Meinung gekommen ist, dass dieses positive Werben Jesu mit dem Verweis auf Gottes Güte und Barmherzigkeit nicht genügt, dass da schon eine ordentliche Portion Drohung und Härte nötig ist, um dem Nachdruck zu verleihen.

Die Kirche hat diese Haltung über die Zeit beibehalten. Es wurde viel zu viel von einem strengen, strafenden Gott gesprochen, von einem Gott, der alles sieht, alles hört und jedes Vergehen und jedes Fehlverhalten bestraft. Aus dieser Haltung entstand die Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit, die in vielen Regeln, Gesetzen und Entscheidungen der Institution Kirche heute noch sichtbar wird und gerade in den letzten Jahren erleben wir die fatale Auswirkung davon.

Und es wurde und wird bis heute immer noch zu wenig von dem Gott geredet und gepredigt, den Jesus verkündet hat: dem Gott, der gütig ist und barmherzig, dem Gott, der die Liebe selbst ist. In dieser Evangelienstelle geht's nicht darum, dass Gott das Gute belohnt und das Böse bestraft. Es geht Jesus um den Menschen, darum, dass wir anfangen unsere Verantwortung füreinander ernst zu nehmen, darum, dass wir entdecken, dass füreinander einzustehen und für den anderen da zu sein, dass dies ein wahrer, ja der wahre Gottesdienst ist. Darum geht es ihm.

Rudolf Bittmann
Diakon

Mit dem Bild eines Hofnarren – Faschingspredigt 2022

26. Februar 2022
Predigt



Liebe Schwestern, liebe Brüder,

wir werden uns in der Fastenzeit mit dem Bild einer mittelalterlichen Burg, einer Ruine auseinandersetzen und verschiedene Inhalte, die damit verbunden sind, als Zeichen und Symbole verwenden. Als Vorbereitung darauf starten wir schon heute, mit dem Bild eines Hofnarren, der vom Mittelalter an ein fester Bestandteil des Hofstaates war. Auch wenn einige meinen, dass seine Aufgabe die Belustigung des Hofes war, ist das nicht korrekt. Seine Rolle war eine andere, und zwar zu provozieren und zu irritieren, wodurch Nachdenkprozesse und Veränderungen angestoßen werden konnten. Genau in diesem Geist möchte ich die heutige Faschingspredigt verstanden wissen. Ich hoffe dabei auf den Sinn für Humor bei allen, die es wagen, diese Predigt anzuhören oder später nachzulesen. Sollte jemand nicht sicher sein, ob er es aushält, darf er jetzt ein paar Minuten mit dem Handy spielen, die Kirchenzeitung lesen oder einfach abschalten und an etwas Schönes denken z.B. an den ersten Kuss oder an die Süßigkeiten, die er als Kind gerne gegessen hat, ohne dabei ein schlechtes Gewissen wegen Blutzuckers und Übergewichts zu haben. Allen, die sich trauen, wünsche ich viel Vergnügen und betone, dass nichts, was darin vorkommt, ganz der Realität entspricht, dass aber das, was vorkommt, etwas mit der Realität zu tun hat.

Stellen Sie sich vor, dass in diesem Arbeitsjahr die Pfarre Vogelweide kurz vor der Auflösung stand. Die Personalstelle der Diözese Linz wollte auf Bitten des Dekanates unsere Erfolgsgeschichte beenden. Wir sind einigen Personen scheinbar zu mächtig und unbequem geworden. So wollte man von uns einiges an Personal abziehen und Aktivitäten einschränken, also aus der Pfarre eine Ruine machen, um selber besser dazustehen.

Dass wir noch weiterhin miteinander das Glaubensleben gestalten dürfen, verdanken wir dem Einsatz unserer Mesnerin Zofia, die direkt das Büro des Papstes eingeschaltet hat. Die päpstliche Intervention trug dazu bei, dass nicht alles, was an Zerstörung geplant war, umgesetzt werden konnte. Aber der Reihe nach.

In ein paar Köpfen ist die Idee entstanden, dass der Pfarrer nach Gallneukirchen übersiedeln sollte, um sich nicht um die Rolle des Chefs in den neuen Strukturen in Wels zu bewerben. Einigen arbeitet er zu schnell und zu viel; denn was er früher als Dechant mit einer Dekanatsassistentin geschafft hat, müssen jetzt vier bis fünf Personen machen. Er hatte auch aufgedeckt, dass eine Abstimmung im Dekanat an nordkoreanische Verhältnisse erinnert, wo die Zahl der abgegebenen Stimmen die Zahl der Anwesenden übersteigt. Dadurch sind einige Personen der Dekanatsleitung ein wenig verunsichert und weil der Pfarrer als unbequem gilt, wollte man ihn ins Mühlviertel befördern. Aber derzeit hat er sich erfolgreich dagegen gewehrt und er darf weiterhin sein Unwesen in der Vogelweide treiben.

Da die Pastoralassistentin manchmal durch ihre Predigten Menschen aus der Kirche vertreibt, war es geplant, sie in Pension zu schicken, damit sie mehr Zeit zum Nachdenken und zum Bekehren hat. Es gelang aber, sie zu 50% zu behalten. In der restlichen Zeit muss sie als Strafe Zuhause auf den Hund aufpassen. Für die anderen 50% Prozent in der Pfarre haben wir einen neuen und noch dazu einen Mann – den Christoph – gewinnen können, damit der Männeranteil in der Kirche ein wenig gehoben wird. Er sollte auch die Jugend der Pfarre aus dem Coronaschlaf wachküssen und dem Jugendprojekt – KernZone – helfen, Veranstaltungen für U18 statt für die Junggebliebenen Ü50

zu machen. Er ist sehr gewissenhaft und wenn Sie jemand sehen, der alles genau notiert – sogar in der Kirche – ist das kein Spion von der Diözese oder vom Dekanat, sondern unser neuer Pastoralassistent.

Den Kaplan Johannes haben wir leider nicht halten können, weil er die Aufgabe bekam, mit seiner Art die wilden Innviertler zur Ruhe zu bringen. Als Ersatz hat man uns den Jaroslaw geschickt, mit der Hoffnung, dass die meisten nicht merken, dass eine Veränderung stattgefunden hat. Aber doch, der Unterschied lässt sich nicht verstecken: der Neue ist ein Brillenträger. Die größten Anhänger von unserem bisherigen Kaplan meiden jetzt die Gottesdienste seines Nachfolgers, weil er nicht so schön singen kann und hier und da vergisst, in den Ellbogen zu husten.

Unsere Diakone blieben unangetastet, weil man sich dachte, dass die älteren Herren eh nicht mehr viel anstellen können. Man übersah dabei, dass sie zu den aktivsten in den sozialen und theologischen Bereichen der Pfarre gehören und dass sie die Latte des kirchlichen Dienstes so hochgeschraubt haben, dass es niemand mehr wagt, in ihre Fußstapfen zu treten.

Auch unser bewährtes Mesnerteam ist nicht gefährdet. Denn wer ist schon bereit, mindestens eine halbe Stunde vor dem Gottesdienst in die Kirche zu kommen; einige schaffen es gerade noch zum Evangelium.

Aber ich glaube, dass wir eine Sabotage bei der Rekrutierung der Ministranten erleben. Wenn es so weiter geht, werden wir einige Kinder anmieten müssen.

Weil sich der alte Pfarrgemeinderat immer wieder gegen den Pfarrer stellte, mit der Absicht, den ehemaligen Kaplan Niko als neuen Pfarrer zu gewinnen, wird er ausgetauscht werden. Es wird also empfohlen, bei der PGR-Wahl nur Personen zu wählen, die in Demut und Gehorsam hinter dem Pfarrer stehen.

Liebe Schwestern, liebe Brüder,
Sie sehen, unsere Pfarre wurde fast zur Ruine. Mit einiger Anstrengung sind wir aber noch immer handlungsfähig. Wir wollen weiterhin aktiv bleiben, wir werden versuchen, den Kindern und Jugendlichen, Erwachsenen und Senioren gute Räume zu bieten, damit sie bei uns nicht nur eine Gemeinschaft finden, sondern auch Wege zu Gott und zu den Mitmenschen. Wir werden versuchen, neue Aktivitäten zu setzen, damit Personen, die in den letzten zwei Jahren den Kontakt zur Pfarre ein wenig verloren haben, wieder erleben, wie wichtig das Miteinander ist, gerade in schwierigen Zeiten. Wir werden uns engagieren, auch als Teil der neuen Pfarre, damit die Botschaft Jesu in unserer Gegend weiterhin gelebt, gefeiert und verkündet wird.

Als Ihr Hofnarr kann ich Ihnen versichern, ich werde weiterhin provozieren und irritieren, damit wir nicht in der Selbstzufriedenheit erstarren und damit wir Gott und die Menschen nicht aus dem Blick verlieren.

Slawomir Dadas
Pfarrer

Ansporn zum Wiederaufbau

4. März 2022
Predigt



Liebe Schwestern und Brüder!

Einen Überblick und eine Einführung in Überlegungen für die Fastenzeit hier in der Pfarre Hl. Familie darf ich Ihnen heute geben. Mit dem heutigen Aschermittwoch beginnt die 40tägige Fastenzeit.

Die Begleitworte beim Bezeichnen mit dem Aschenkreuz „Bekehrt euch und glaubt an das Evangelium“ oder „Bedenke, Mensch, dass du Staub bist und wieder zu Staub zurückkehren wirst“ regen zum Nachdenken an. So großartig und einzigartig wir als Individuen sind, wir sind doch endlich. **Wir sind nicht das Zentrum des Universums, auch wenn wir uns manchmal dafür halten.** Angesichts der Großartigkeit der Schöpfung wird uns bewusst, wie klein wir sind und dass es der Demut bedarf, uns in die heutige Zeit und in der Geschichte unseres Planeten entsprechend einzufinden. Und immer wieder bedarf es auch der Umkehr.

Da setzt die vor dem Altar aufgebaute Szenerie an:

In den letzten Jahren ist einiges in die Brüche gegangen. Selbstverständlichkeiten haben sich aufgelöst. Menschen haben sich aus Beziehungen zurückgezogen, manche leider auch aus unserer Mitte, wenn wir in die Reihen der kirchlich Engagierten und Gottesdienstbesuchenden hier in der Pfarre blicken. In der Gesellschaft hat es an mehreren Ecken und Enden zu bröckeln begonnen. Hier im Altarraum haben wir die **Ruinenüberreste** einer einst stolzen Burg symbolisch dargestellt.

Die Burg ist noch als schwarzer Schatten im Hintergrund erkennbar – stolz thronte sie über dem Tal. Als sicher galt sie und unzerstörbar. Wenn man die Pflege und Instandhaltung schleifen lässt – das ist in einer Beziehung/Partnerschaft genauso wie im Garten oder bei der Wartung von technischen Geräten, Fahrzeugen oder eben Bauwerken – dann beginnt sich manches abzunutzen und abzuschleifen. Zuerst nur unmerklich und dann mehr und mehr. Die Erosion über die Zeit hat ihre Spuren hinterlassen. Einzelne und dann immer mehr Felsbrocken sind heruntergefallen und haben nur mehr eine Ruine hinterlassen. Und der Efeu hat zu wuchern begonnen.

Mit Blick auf dieses Sinnbildfrage ich uns an:

- Was ist in unserer Gemeinschaft und bei uns in der Pfarre in die Brüche gegangen in der zurückliegenden Zeit?
- Wo habe ich bei mir selbst Bruchstellen verspürt?
- Wo habe auch ich zu einem Abbröckeln beigetragen?

Wenn ich an einige wichtige **Bausteine von heute** denke, dann kommen wir Verpackungen/Kartons/Container in den Sinn. Es sind Artefakte unserer heutigen Zeit. In den zurückliegenden Jahren haben Botendienste immer mehr zu tun. Paketsendungen und Retouren haben in der Pandemie deutlich zugenommen. Ohne die Verpackung wäre das undenkbar. Darum sind unsere Ruinentrümmern aus Karton – mit Farbe grau, moosgrün und schwarz ist ihre Herkunft unkenntlich gemacht worden. Es waren einmal Versandschachteln für Schuhe oder Bekleidung, Verpackungen von Werkzeug und Maschinen, es gibt da auch Umzugskartons, Aufbewahrungsbehältnisse aus Archiven darunter – jedes erzählt seine Geschichte.

In der Fastenzeit wollen wir nach Wertvollem suchen, das in der Ruine verschüttet ist und die Schätze heben, die unter den Trümmern verborgen liegen. Jeden Sonntag einen davon. Die Fastenzeit als vorösterliche Bußzeit regt an, uns Zeit zu nehmen für uns selbst, für tiefe Begegnungen und für Gott.

Wir können dem nachtrauern, dass nur noch Überreste übrig sind.

Wir können die Steine der Ruine als Hindernisse in unserem Weg sehen oder als Abfall.

Oder wir sehen sie als Bausteine für etwas, das noch wachsen wird. Unsere Perspektive mit dem Blick auf das Osterfest, auf das wir uns in der Fastenzeit vorbereiten ist nicht das der Depression, sondern die Blickrichtung der Hoffnung auf die Auferstehung.

Und diese Hoffnung steht uns gut – wenn ich an das Evangelium (Mt6,1-6, 16-18) anknüpfe, dann ermutigt uns Jesus dazu: Auch wenn ihr fastet, salbt euch das Haupt und wasche euer Gesicht. Nicht Mitleid wollen wir in unserer Einkehr oder Aufmerksamkeit von anderen – sondern wir wollen selbstbewusst das ausstrahlen, woraufhin sich unser Fasten richtet: auf die Hoffnung, dass eine andere Welt und ein friedvolles Zusammenleben möglich ist – schon in diesem Leben, auch wenn rundherum die Anzeichen ganz anderes verkünden.

An den kommenden Fastensonntagen wollen wir darum **Hoffungstexte** und Hoffnungsgeschichten als Vorbereitung auf Ostern hin am Zaun zum Pfarrhofgarten aufhängen. Das können persönliche Erlebnisse sein, bei denen man den Autor oder die Autorin angibt oder auch anonyme Erfahrungen. Wir werden auch Hoffnungs-Texte und Hoffnungs-Sprüche aus der Bibel und der Tradition hinzufügen. Meine Bitte an Sie alle: Wer andere ermutigen will und bereit ist, einen Hoffnungstext oder Hoffnungsgedanken zur Verfügung zu stellen, den/die bitten wir uns diese Hoffnungsperspektiven zur Verfügung zu stellen. Sie können diese im Pfarrbüro oder bei einem der Seelsorgenden abgeben.

So wollen wir mit den Bausteinen der Ruine an etwas Neuem arbeiten, an etwas Verbindendem, das uns guttut und uns gemeinsam weiterbringt. Auf Ostern hin soll die Vorfreude auf das Fest der Auferstehung auch bei uns deutlich spürbar sein. Denn wir sind – und das schreibt der Apostel Paulus im 2. Brief an die Gemeinde in Korinth (vgl. 2. Lesung heute: 2 Kor 5,20 – 6,2) – Gesandte Gottes. Und weiter schreibt er: Lasst euch mit Gott versöhnen. Dieser **Auftrag ist auch ein Anspruch** an uns: wir sollen die Gnade Gottes nicht vergebens empfangen. Und der Zuspruch ist da: (Ab) Jetzt ist der Tag der Rettung. So sei es!

Christoph Burgstaller

Pastoralassistent Pfarre Vogelweide

Welchem Werben geben wir nach?

7. März 2022
Predigt



Manche Werbung heute wird witzig, andere ironisch, wieder andere voller Gefühle an uns herangetragen: Menschen werben für Vieles, damit es gekauft wird. Menschen werben um einen geliebten Menschen: früher mit Musik unter dem Balkonfenster; heute per SMS oder Internet statt mit einer Rose. Menschen werben eigentlich immer!

Das Evangelium berichtet uns, dass sich Jesus vor seinem öffentlichen Auftreten für 40 Tage in die Wüste zurückzog. Danach hungerte ihn und der Teufel begann 3mal um ihn zu werben. Jesus sollte seine Macht zeigen, damit aus Steinen Brot wird. Der Versucher versprach ihm alle Reiche dieser Welt und schließlich sollte Jesus den Vater auf die Probe stellen. Der Satan wirbt also um Jesus, damit er ihm gehören soll! Jesus widersteht diesen Verlockungen, er geht seinen Weg mit dem Vater!

Das Böse wirbt auch um uns, damit wir ihm gehören, damit er Macht über uns hat. Viele Menschen setzen all ihre Fähigkeiten ein, um Karriere zu machen, um Beifall zu bekommen oder persönliche Vorteile zu erzielen.

Andere lassen sich im Sport, im Film oder in der Politik als Superstar feiern. Alles andere wird da nebensächlich! Der Versucher packt auch jede/jeden von uns an, genau an unserer besten Stelle, dort, wo wir uns am sichersten fühlen. Und er verlangt oft nichts Böses! Er kommt im Schafspelz und möchte uns vom Weg mit Gott ablenken.

Wir Menschen sind immer wieder – ob einzeln oder als Gruppe – Versuchungen ausgesetzt. Im litauischen Teufelsmuseum zeigt ein Bild Hitler und Stalin mit ihren Attributen: Hakenkreuz und Sowjetstern. Wie viele sind darauf hineingefallen oder tun es noch immer?!

Besonders in der Fastenzeit sollen wir überlegen, welchem Werben wir nachgeben wollen. Wir haben die Freiheit dazu! Fasten kann mich von der Angst befreien, zu kurz zu kommen. Ein Körper, der fastet der leerer ist, reagiert anders als ein voller: er gibt eine bessere Resonanz, er entscheidet anders.

Vor uns liegen die PGR-Wahl und die Caritas-Haussammlung und wir alle sind aufgerufen, dabei mitzumachen, zum Wohl unserer Pfarrgemeinde und zum Wohl der Notleidenden in Oberösterreich. Auch die Flüchtlinge aus der Ukraine warten auf Unterstützung!

Gott wirbt um uns Menschen, weil er uns liebt, aber wir trauen diesem Werben oft nicht so recht und gehen eigene Wege. Warum eigentlich?!

Paulus schreibt in seinem Brief an die Christen in Rom: „Das Wort ist dir nahe, es ist in deinem Mund und in deinem Herzen.“ Gemeint ist das Wort Gottes. Wer diesem Wort vertraut, der kann dem Versucher widerstehen und der wird den Weg der Nachfolge Jesu nicht verfehlen.

Nützen wir dazu besonders die 40 Tage der Fastenzeit. Ich wünsche uns allen eine gute Entscheidung!

Josef Bernögger
Diakon

Konkret werden

20. März 2022
Predigt



Liebe Schwestern und Brüder in Christus, liebe Geschwister im Glauben!

„Konkret werden“ diese Überschrift habe ich der heutigen Predigt gegeben. Und ich will mit Ihnen 3 Ebenen betrachten: eine ist der Text der Lesung, eine ist das Evangelium und die dritte unser Handeln heute.

Ebene 1: Zur Lesung aus dem Buch Exodus:

Es gibt in den Schriften der Bibel mehrerer sehr berührende Gottesbegegnungen – wo Gott ganz konkret erlebbar wird. Ich denke an Abraham, an Elija, an die Vision des Jesaja (die wir Anfang Februar hier im Gottesdienst gehört haben) oder an Maria Magdalena und deren Begegnung mit dem Auferstandenen am Ostermorgen.

Auch Mose begegnet Gott in beeindruckender Weise.

Die **Dramaturgie** ist in drei Stufen aufgebaut:

1. Gott, gibt sich zu erkennen im Alltag in besonderer Form – im brennenden und doch nicht verbrennenden Dornbusch. Nicht an herausragenden Orten sondern in der Normalität der Alltags-Geschäftigkeit taucht er auf. Beim abgelegenen Hüten der Tiere seines Schwiegervaters am Berg Horeb tritt Mose gegenüber in Erscheinung.
2. Gott, weiß um die Leiden des Volkes Israel. Das ist keineswegs nur distanziert. Gott nimmt wahr, wie sehr das Volk unter der Knechtschaft leidet und sagt die Befreiung zu. Nicht irgendwohin, sondern in das Land wo Milch und Honig fließen – ein hoch attraktives Zukunftsbild der Fülle für die geknechteten Menschen der damaligen Zeit. Gott ist aber auch kein „Press the button“ – Gott, frei nach dem Motto: „ich drück hier auf den Knopf und plötzlich ist es schon so“. Die Flucht und Suche des Volkes Israel in der Wüste wird auch Verirrungen, Heraus- und Überforderungen beinhalten – das wissen wir heute und sie wird 40 Jahre dauern – also Generationen lang!
3. Gott, gibt sich einen Namen „Ich bin, der „ich bin““ – damit wird er benennbar für die Angehörigen des Volkes Israel und er gibt Berührungspunkte mit der bisherigen Geschichte an: Abraham, Isaak und Jakob, die an ihn glaubten, sind die VIPs, besonders wichtige Persönlichkeiten in der Geschichte Israels.

Mose, der sich selber für unwürdig hält. Mose, der einen Aufseher erschlagen hat, weil dieser einen Israeliten (er)schlug und nach Midian flüchten musste (vgl. Ex 2,11-22), wird zur Leitfigur des Auszugs des Volkes Israel aus der Gefangenschaft in Ägypten. Der Schafhirte darf zur Gallionsfigur der Befreiung des Volkes Israel wachsen – auch wenn ihm vermutlich zu dem Zeitpunkt alles andere als klar ist, wie er beim Pharao vorsprechen soll. Einmal mehr sucht Gott nicht nach der charismatischen Führungsgestalt, sondern nach dem „Normalen“ und traut zu, dass wir über uns selbst hinauswachsen. Mit seinem Rückenwind ist auch das scheinbar Unmögliche zu erreichen.

Ebene zwei:

Beim Blick in die zweite Schriftstelle, das Evangelium nach Lukas, kommt mir die Frage entgegen: Wer sind wir, um urteilen zu können, wo Gott korrigierend eingreift oder eingreifen müsste und wie? Dahingehend ermahnt uns Jesus im Evangelium: Was hätten diese Menschen Schlimmeres getan, dass ihnen so besonderes Unglück

widerfährt? Zwei konkrete Vorfälle gibt der Evangelist Lukas hier an, mit denen die Zuhörenden offensichtlich vertraut waren. Heute würde er sich vielleicht auf den Angriffskrieg auf die Ukraine beziehen.

Jesus ist sehr klar in seiner Aussage: Egal, was wir im Leben getan haben, wir sind immer wieder der Umkehr bedürftig, unabhängig davon, von woher wir an den aktuellen Punkt unseres Lebens gekommen sind. Im griechischen Text des Lukasevangeliums und in der Apostelgeschichte ist der Ausdruck „**metanoia**“ (um, denken) einige Male zum Einsatz gekommen – zu übersetzen mit **Buße, innere Umkehr, Sinnenswandlung** ein mehrfach verwendeter und bedeutsamer Begriff.

Die zentrale Frage ist: Wohin wir umkehren? Was soll mit uns anders werden? Auch wenn wir in manchen Punkten unseres Lebens meinen, ganz im reinen mit uns selbst und der Welt zu sein, wir haben das nicht ein für alle Mal erreicht. Nein, wir bedürfen immer wieder der bewussten Reflexion, der Standortbestimmung und auch der Neuausrichtung.

Mit dieser Mahnung alleine bleibt Jesus aber nicht stehen. Im heutigen Evangelium billigt der Winzer, für den er steht, eine weitere Rehabilitierungsmöglichkeit zu und setzt sich beim Besitzer des Weinbergs – Gott – dafür ein.

Noch eine Chance zu erhalten, wie oft wird uns das im Leben zugesprochen? Dem Baum, der nichts tragen will, wird aber nicht nur noch ein zusätzliches Jahr gewährt, in dem er zeigen kann, dass er Früchte bringt, er wird sogar noch gepflegt und gedüngt, um ihm so einen guten Start zu ermöglichen.

Ebene 3: Wie sehen nun die konkreten Früchte unseres Lebens aus?

An ein Gespräch im Pfarrhof anlässlich der beginnenden kriegesischen Invasion des russischen Militärs in der Ukraine kann ich mich noch gut erinnern. Ob wir am Kirchturm eine Friedensfahne aufhängen oder ein Friedensgebet initiieren, habe ich gefragt.

Klar ist das Gebet wichtig – ohne jeden Zweifel. Klar ist ein Zeichen bedeutsam. Aber ist das alles, was wir tun sollten? Selbst im Wissen um die Kraft der Bilder und der Bedeutung von symbolischen Gesten bleibt vieles offen.

Den Weg, der von der Pfarre Wels Hl. Familie eingeschlagen wurde, ist letztlich ein anderer. Ein ganz konkretes Anliegen für die in die Flucht Getriebenen zu unterstützen: durch unsere Sammlung von Feldbetten, Matratzen, waschbaren Decken für einen der Orte, wo die Flüchtlinge versorgt werden und wohin es einen persönlichen Bezug gibt. Beeindruckend viele haben sich dem schon angeschlossen und tun das immer noch.

Und seit dieser Woche leben im Pfarrhof vier Frauen, die aus ihren Heimatstädten in der Ukraine geflüchtet sind, nach beängstigenden Erlebnissen in ihren Heimatstädten und für uns schwer vorstellbaren Entbehrungen (ums eigene Überleben bangen angesichts von Bomben und Raketenangriffen, Nahrungs- und Schlafentzug über Tage, Menschen und Dinge, die man zurücklassen musste).

Allen, die sich hier eingebracht haben und ganz besonders dir, Slawomir, bin ich dankbar dafür, **dass Solidarität nicht nur ein Wort oder ein Facebook-Posting ist, sondern handfest und zielgerichtet geschieht, mitten unter uns**. Das sind Hoffnungszeichen in der verfahrenen Situation. Hier wird der Einsatz für die Nächsten spürbar. Das Schwert*, das wir symbolisch heute aus den Ruinen vor dem Altar gehoben haben, findet seine richtige Anwendung.

***Hinweise zum „Schwert“ aus der heutigen Einleitung zum Gottesdienst:**

An dem Wahlwochenende zur Pfarrgemeinderatswahl ist ein leichtes Knistern in der Luft spürbar, immer dann, wenn es darum geht, jemandem Vertrauen zu schenken, ist das für mich wahrzunehmen. Für die kommenden fünf Jahre werden am Samstag und am Sonntag die Weichen gestellt, wer im Pfarrgemeinderat ehrenamtlich mitarbeitet. Erfreulich ist schon, dass sich so viele Kandidat*innen bereit erklärt haben. Stimmen werden voraussichtlich alle bekommen. Alleine die Anzahl der Stimmen entscheidet dann, wer die Funktion als Pfarrgemeinderat*in direkt antreten kann.

Immer wenn wir Entscheidungen treffen, tun wir gut daran, auf die Stimme Gottes zu hören. An eine intensive Gottesbegegnung erinnert uns heute die Lesung aus dem Buch Exodus.

Entscheidungen oder Unterscheidungen trennen. Manchmal Gutes vom Schlechten. Manchmal Gutes vom Besseren. Sich für etwas zu entscheiden, das heißt gleichzeitig auch sich gegen etwas zu entscheiden. Keine Entscheidung zu treffen, das ist auch eine Entscheidung. Wir lassen dann Optionen und Chancen einfach verstreichen. Als Symbol für diesen Vorgang haben wir unter den Ruinentrümmern ein Schwert gefunden. Mit dem Schwert als Ritter aufzutreten, das heißt, sich für etwas einzusetzen, zu kämpfen für ein Ideal – für das Gute und Schöne im Leben. Immer wieder haben auch Heilige ihr Schwert eingesetzt – wir erinnern uns zum Beispiel an den Heiligen Martin, der seinen Mantel mit dem Schwert entzweit hat, um einen Teil dem Bettler zu geben. Schwerter können Fesseln durchschneiden und sich damit für jemanden einsetzen. Sie erinnern uns daran, dass wir im Leben auch etwas riskieren sollen. Von der langjährigen Präsidentin der Katholischen Aktion Margit Hauff habe ich noch den Satz im Ohr: „Wer sich einsetzt, setzt sich aus“. Im Evangelium trifft im dortigen Gleichnis der Winzer eine Entscheidung, die ein Mehr an Arbeit für ihn bedeutet und seine Hoffnung möglicherweise enttäuscht, aber sie bedeutet eine weitere Chance auf Wachstum. Auch wenn wir Rückschläge hinnehmen müssen, wir wollen im Einsatz für den Frieden unseren konkreten Beitrag einbringen.

Christoph Burgstaller
Pastoralassistent

Ist Gott gerecht?

28. März 2022
Predigt



In den letzten Wochen habe ich mit etlichen Menschen über dieses bekannte Evangelium vom verlorenen Sohn (Lk 15, 1-3; 11-32) gesprochen. Zusammengefasst: man kann es drehen und wenden wie man will, das, was hier ausgesagt wird, ist einfach ungerecht.

Da wird dieser nichtsnutzige, verschwenderische Typ, der alles vergeudet hat, wieder aufgenommen und fürstlich empfangen. So, als ob nie etwas gewesen wäre. Und der andere, der gehorsame, arbeitsame Brave wird vom Gutsherrn und Vater nicht einmal einbezogen ins Fest, wird nicht gefragt, bleibt unbeachtet, spielt keine Rolle.

Die Bezeichnungen Gutsherr oder Vater, sind in den Evangelien gewohnte Begriffe für Gott.

Und da stellt sich jetzt grundsätzlich die Frage: wie gerecht ist Gott. Oder überhaupt: ist Gott gerecht?

Schauen wir noch einmal genauer hin. Wir selber fühlen uns ja immer in der Rolle des älteren, des braven Sohnes. Aber wir sind in beiden Rollen, beide Rollen gehören zu uns. Wie wird es dem Jüngeren wirklich gegangen sein? Ein rücksichtsloser Verschwender, ein Prasser, ein Spieler, umgeben von einer mehr als zwielichtigen Gesellschaft, der nie auch nur einen Gedanken an die Familie oder die Mitmenschen verschwendet. Bis die Herrlichkeit zu Ende geht und er buchstäblich in der Gosse landet. Was wird in ihm vorgegangen sein, als er Zuflucht im Elternhaus sucht? Was würde ihn erwarten? Würde man ihn davonjagen oder doch aufnehmen, wenn vielleicht auch nur so als Verbrecher auf Bewährung. Und dann das. Kein Vorwurf, kein Wort über die Vergangenheit. Nichts als reine Liebe, die ihm begegnet. Wird er sein verfehltes Leben da nicht wie durch ein Vergrößerungsglas gesehen haben? Wie grauenhaft erbärmlich wird er sich da gefühlt haben. Strafe, mit der hätte er leben können, damit hätte er seine Schuld etwas abtragen können. Aber diese uneingeschränkte Liebe, wie soll er die ertragen? Musste er da nicht wie durch die Hölle gehen?

Mir ist der Gedanke gekommen, dieses Gleichnis könnte ganz wesentlich etwas mit uns zu tun haben – mit dem, was uns bevorsteht, wenn wir unser irdisches Leben beenden. Was uns bevorsteht beim sogenannten letzten Gericht.

Der jüngere und der ältere Bruder. Beides ist in uns. Wir werden wie der jüngere Bruder dieser ungeheuren, bedingungslosen Liebe Gottes gegenüber stehen, wir werden gewahr werden, wo wir diese Liebe überall verraten haben und was wir mit unserer Lieblosigkeit, unserer Missgunst, unserem Zorn, unserer Vergeltungssucht, unserer Gerechtigkeit alles angerichtet haben. Wie können wir unser Leben im Spiegel dieser Liebe Gottes ertragen? Kann es sein, dass jemand das nicht aushalten kann, daran zerbricht und die Gottesferne wählt.

Und wir werden, wie der ältere Bruder, damit klar kommen müssen, dass die Liebe Gottes auch persönlichen Feinden, Menschen, die uns das Leben schwer, manchmal unerträglich gemacht haben, zuteil wird. Und wir müssen damit klarkommen, dass die bedingungslose Liebe Gottes vielleicht sogar die ganz großen Weltverbrecher einschließt.

Ist Gott gerecht? Ja, Gott ist gerecht, auch wenn seine Gerechtigkeit für uns Menschen nur sehr schwer zu verstehen ist; weil bedingungslose Liebe für uns kaum zu begreifen ist.

Aber das einander Vergeben, das könnten wir jetzt schon üben.

Rudolf Bittmann
Diakon

Ängste mit Gott überwinden

2. April 2022
Predigt



„In jener Zeit ging Jesus zum Ölberg. Am frühen Morgen begab er sich wieder in den Tempel. Alles Volk kam zu ihm. Er setzte sich und lehrte es. Da brachten die Schriftgelehrten und die Pharisäer eine Frau, die beim Ehebruch ertappt worden war. Sie stellten sie in die Mitte und sagten zu ihm: Meister, diese Frau wurde beim Ehebruch auf frischer Tat ertappt. Mose hat uns im Gesetz vorgeschrieben, solche Frauen zu steinigen. Was sagst du? Mit diesen Worten wollten sie ihn auf die Probe stellen, um einen Grund zu haben, ihn anzuklagen. Jesus aber bückte sich und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie hartnäckig weiterfragen, richtete er sich auf und sagte zu ihnen: Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als Erster einen Stein auf sie. Und er bückte sich wieder und schrieb auf die Erde. Als sie das gehört hatten, ging einer nach dem anderen fort, zuerst die Ältesten. Jesus blieb allein zurück mit der Frau, die noch in der Mitte stand. Er richtete sich auf und sagte zu ihr: Frau, wo sind sie geblieben? Hat dich keiner verurteilt? Sie antwortete: Keiner, Herr. Da sagte Jesus zu ihr: Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige von jetzt an nicht mehr.“ Joh 8, 1-11

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

in den letzten zwei Jahren wurde die Angst zu einem großen Thema in der Gesellschaft. Zuerst hat die Coronapandemie einige Ängste hervorgerufen: Angst um den Arbeitsplatz, Angst um eine gute Ausbildung, Angst vor der Ansteckung, Angst um eine ausreichende Versorgung und ein Symbol dafür das Toilettenpapier ... Mit der Zeit haben die meisten Menschen gelernt, mit der Situation umzugehen. Aber plötzlich hat sich eine neue Front aufgetan, die viele mit Angst erfüllt. Mit dem russischen Krieg gegen die Ukraine wurden neue Ängste präsent: Angst vor einem Weltkrieg und allem, was damit zusammenhängt, wiederum Angst, nicht ausreichend versorgt sein zu können, Angst vor den Strom- und Gasengpässen, Angst, ohne Perspektiven und Sicherheiten aufwachsen zu müssen.

Diese Ängste sind verständlich, weil sie natürlichen und aktuellen Bedrohungen entspringen. Aber die Angst ist nichts Neues. Sie spielt eine wichtige Rolle als Warnsystem und Schutzmechanismus, die auf Gefahren hindeuten. Darum wurde in der Geschichte die Angst als Erziehungsmittel eingesetzt. Die Märchen, die seit Generationen erzählt wurden, hatten die Aufgabe, bereits die Kinder auf die Gefahren des Lebens hinzuweisen, so war z.B. der Wolf aus dem Rotkäppchen schon immer ein Synonym für die Gefahren, wenn man alleine unterwegs ist.

Auch im religiösen Bereich wurden die Ängste verwendet, um eine gewisse religiöse Grundhaltung zu erzeugen. Die Gesetze und Gebote wurden als Tabugrenzen aufgestellt, um das Leben in der Gemeinschaft zu schützen und um moralische Normen für das gemeinsame Leben aufzustellen. Eine Übertretung der Gesetze wurde mit Ängsten verbunden, weil dafür Strafen vorgesehen waren, die bis zum Ausschluss aus der Gemeinschaft oder bis zum Tod reichten. Aber zu unserem Burggeist. Wenn man an einen Burggeist glaubt, dann ist das meistens eine unruhige, in der Geschichte gefangene Gestalt, die nach Erlösung sucht. Es kann sein, dass die Ursache dafür eine unglückliche Liebe, ein Verbrechen, ein unversöhnter Tod gewesen ist. Ein solcher Geist ist ein Symbol für die vielen Ängste, die uns im Leben begleiten. Denn er führt uns vor Augen, dass es Dinge gibt, die auch über den Tod hinaus Unruhe stiften können, dass es Probleme gibt, die der Tod scheinbar nicht lösen kann. Ein solcher Geist macht uns bewusst, dass es Schuld gibt, die mit dem Tod nicht verschwindet, sondern einen Menschen beschäftigt und gefangen hält. Daraus

können auch Ängste entstehen, die mit der eigenen Schuld verbunden sind. Werde ich nach dem Tod Ruhe finden, oder werde ich spuken, werde ich zum Hausgeist, der die anderen auf seine Probleme aufmerksam macht?

Als Christen begegnen wir solchen Situationen mit dem Glauben, der sich gerade zu Ostern mit dem Tod und mit dem Leben danach beschäftigt. Jesus ist nach der Auferstehung erschienen, so dass die Jünger manchmal dachten, dass es ein Geist wäre. Erst in der Begegnung mit ihm erkannten sie ihn, nicht als den, der zwischen den Welten gefangen war, sondern als den, der sie gestärkt und ihnen Mut gemacht hat, zu einem Leben nach seiner Botschaft. Und diese Botschaft hilft, die Ängste zu überwinden. Denn sie sagt, wie in der heutigen ersten Lesung: „Denk nicht mehr an das, was früher war; auf das was vergangen ist, achtet nicht mehr! Siehe, nun mache ich etwas Neues“, oder im Evangelium: „Hat dich keiner verurteilt? ... Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige von jetzt an nicht mehr“.

Gott will eine neue Welt, in der nicht einmal die Angst vor der Schuld und vor dem Tod herrscht. Gott will eine Welt, die sich durch die Vergebung auszeichnet, durch einen Blick nach Vorne. Gott will, dass die Menschen das Leben frei gestalten und sich nicht selbst gefangen halten in ihren alltäglichen Sorgen und Problemen.

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

die Ängste werden manchmal geschürt, um bei den Menschen eine gesellschaftliche Stimmung zu erzeugen und daraus politisches Kapital zu schlagen. Durch Ängste kann man Menschen manipulieren und auch vom Glauben abbringen. Aber die Ängste können auch besiegt werden. Ich wünsche uns allen, dass wir stets mit Jesus verbunden bleiben, der uns im Glauben stärkt und uns Mut macht. Ich wünsche uns, dass wir von unserem Burggeist lernen, dass man mit Gott Ängste überwinden kann, weil unser Gott ein Gott der Befreiung ist und kein Gott der Ängste.

Slawomir Dadas
Pfarrer

Österliche Ritter

16. April 2022
Predigt



Liebe Schwestern, liebe Brüder,
im Jahr 2020 wurde eine Umfrage über die Religiosität der Österreicher veröffentlicht. Auf die Frage, ob „Die Auferstehung von Jesus Christus meinem Tod einen Sinn gibt“ antworteten nur 36 Prozent mit ja. Es scheint, dass viele Menschen die Auferstehung nicht mit ihrem Leben und mit ihrem Tod verbinden können. Für viele ist es ein christliches Fest ohne einen konkreten Bezug zu ihrem Alltag. Die theologischen Inhalte, die damit verbunden wären: also der Tod, das Gericht über die Sünde und in Konsequenz die Entscheidung für ein ewiges Leben mit Gott oder ohne ihn, sind scheinbar verloren gegangen.

Es stellt sich also die Frage, warum wir, die aktiven und überzeugten Christen, nicht imstande sind, die Botschaft der Auferstehung besser zu bezeugen. Strahlen wir es zu wenig aus, dass der Glaube an die Auferstehung Jesu uns verändert und zu Menschen der Freude und der Hoffnung macht?

Am Palmsonntag haben wir einige Kinder zu österlichen Rittern ernannt, weil sie im Sinne der Botschaft der Auferstehung einige Aufgaben erfüllen mussten. Aber war das nur ein Kinderspiel? Sollen nicht auch wir Erwachsene österliche Menschen sein, so österliche Ritter, die für ein österliches Leben eintreten? Ich glaube schon und darum möchte ich jetzt auf ein paar Eigenschaften eines österlichen Menschen hinweisen.

Ein österlicher Mensch ist zuerst ein Mensch eines tiefen Gottvertrauens und einer tiefen Gottverbundenheit. Jesus hat sein ganzes Leben auf Gott ausgerichtet. Er hat öfters betont, dass er in allem den Willen des Vaters sucht, um diesen Willen zu erfüllen. Auch wir sind eingeladen, das Leben auf dem Fundament Gott zu bauen, ihm mehr zu vertrauen, als allen menschlichen und materiellen Absicherungen des Lebens.

Ein österlicher Mensch ist auch ein Friedensbote. Jesus hat sich immer gegen alle Formen der Gewalt ausgesprochen: gegen die Ausgrenzung, gegen die Rachsucht, gegen Parteibildungen, um andere zu unterdrücken. Als österliche Menschen sollten wir die Träger der Vergebung und der Versöhnung sein; im Kleinen in der Familie und in der Nachbarschaft, aber auch im großen, wo unsere Stimme und unsere Tat gefragt sind. Wir sollten immer für die Schwachen Partei ergreifen, besonders dort, wo Menschen ausgenutzt und ausgebeutet, wo sie an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden.

Ein österlicher Mensch ist ein Bote des Lebens. Für Christus war jedes Leben gleich viel Wert: auch das Leben, das damals in die gesellschaftlichen Normen nicht ganz hinein gepasst hat und dadurch abgelehnt und gemieden wurde. Auch wir müssen uns auf die Seite des Lebens stellen; egal ob es produktiv ist oder nicht, egal ob es der Gesellschaft mehr bringt oder sie mehr kostet, egal, ob es unseren Moralvorstellungen entspricht oder ob es uns herausfordert.

Endlich ist ein österlicher Mensch ein Mensch der Gemeinschaft gegen jede Form des Egoismus und Individualismus. Christus hat die Gemeinschaft der Kirche gestiftet, weil der Glaube nur in der Gemeinschaft gelebt und weitergegeben werden kann. Wir sind das Volk Gottes, das den Schatz des Glaubens übernommen hat und ihn an die nächste Generation weiter tragen muss. So sind die österlichen Menschen immer dazu verpflichtet, zum Aufbau der Gemeinschaft beizutragen und sie mit ihren Talenten und Begabungen zu stärken.

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

die Auferstehung ist kein Fest einer Nacht und kein Fest des Frühlingsbrauchtums. Die Auferstehung betrifft mein Leben schon hier auf der Erde, weil Gott ja zu mir sagt; mit allen meinen Zweifeln und Kreuzen, die ich zu tragen habe; mit der ganzen Ablehnung und der Erniedrigung, die ich erfahre. Die Auferstehung betrifft mein Leben, weil Gott ja zu mir sagt, auch über den Tod hinaus, und mir dadurch die Zusage des ewigen Lebens im Reich des Friedens gibt.

Ich wünsche uns allen, dass uns das JA Gottes zur unserem Jetzt und zu unserer Zukunft mit Freude und Mut erfüllt. Ich wünsche uns, dass man in unserem Alltag erkennt, dass uns die Botschaft der Auferstehung verändert und zu österlichen Menschen gemacht hat. Ich wünsche uns, dass wir als Zeugen der Auferstehung leben und dadurch den Menschen helfen, die Bedeutung der Auferstehung für sich zu erkennen.

Slawomir Dadas
Pfarrer

Ostern ist

17. April 2022
Predigt



Ist heute tatsächlich Ostern? Historisch gesehen war Ostern ein Ereignis vor fast 2000 Jahren. Ist heute also nur ein alljährliches Erinnerungsfest, wie der Muttertag, der Tag der Arbeit oder der Tag des Apfels? Dazu ist Ostern viel zu wichtig, viel zu bedeutsam, viel zu groß.

Die Konsequenz aus der Auferstehung Jesu ist nicht nur ein Versprechen für das Jenseits, für unser Leben nach dem Tod. Im Paulusbrief haben wir gehört „Ihr seid mit Christus auferweckt“. Ihr seid auferweckt, nicht ihr werdet auferweckt irgendwann nach dem Ende eures irdischen Lebens.

Ostern ist also weder ein einmaliges noch ein einmal jährlich wiederkehrendes Ereignis. Ostern ereignet sich immer wieder.

Sonst wäre es nicht auszuhalten.

Ostern ist nämlich untrennbar verbunden mit dem Karfreitag. Und der findet jedenfalls immer wieder und manchmal jeden Tag statt. Das ist die leidvolle Erfahrung eines jeden von uns.

Jeden Tag werden Menschen konfrontiert mit Schmerz und Leid. Die Pandemie scheint fast vorbei zu sein und dennoch sterben jeden Tag Menschen daran. In vielen Ländern wüten Kriege, unmenschlich, grausam und barbarisch. Die globale Wirtschaft nimmt nur Rücksicht auf materiellen Zugewinn, die Bedürfnisse der Menschen werden dabei weitgehend ignoriert.

Und wir selber finden uns immer wieder wie ans Kreuz gebunden durch Angst, Depression, materielle Sorge, Krankheit, Schmerzen, Trauer um liebe Menschen.

Ausgeliefert, unbeweglich gemacht.

Im Evangelium begegnen wir den Jüngern in genau so einer Lage. Ihr Meister ist tot, ihre Träume und Hoffnungen sind mit ihm gestorben. Das Leben ist mit einem Mal sinnlos, unerträglich. Sie sitzen da, erstarrt, wie gelähmt. Die Nachricht vom leeren Grab, die die Frauen bringen, hilft da auch nicht, ist eigentlich auch egal, ja bedeutungslos. Tot ist tot, mit oder ohne Leichnam.

Und doch, zwei raffen sich auf und machen sich auf den Weg. Sie gehen einfach und haben wahrscheinlich selber keine Erklärung, weshalb.

Sie überwinden ihre Erstarrung, ihre Lähmung und beginnen zu gehen. Ohne konkrete Erwartung und ohne festes Ziel, aber offen für das, was ihnen vielleicht begegnen wird.

Ostern beginnt dort, wo Menschen sich wieder aufrappeln, aufbrechen, zu gehen beginnen auf ein Ziel zu, das sie nicht kennen, aber getrieben von einer Ahnung, die sich anstecken lässt von einer unzerstörbaren Hoffnung. Da beginnt Ostern, immer wieder von neuem.

Es wird nicht immer ein großes Fest sein. Es kann etwas ganz kleines, Unscheinbares sein. Etwas, das mich plötzlich wieder freier atmen lässt, wo die Farben wieder zu leuchten beginnen, wo aus der Menschlichkeit Wärme auf mich über geht, wo in der Dunkelheit ein Licht zu leuchten beginnt.

Ostern war nicht irgendwann einmal – Ostern ist.

Rudi Bittmann
Diakon

Friede, den die Welt nicht gibt

27. Mai 2022
Predigt



Das Thema Friede ist plötzlich in den Fokus gerückt. Grund dafür ist natürlich der Krieg in der Ukraine. Nicht, dass es sonst keine Kriege gegeben hätte oder geben würde, aber die sind halt viel weiter weg und treffen unser Interesse und Mitgefühl nur am Rand.

Es ist also Krieg in unserer Nachbarschaft. Der gewohnte, für uns eigentlich schon selbstverständliche Friede scheint in Gefahr, genauso wie unsere Energieversorgung und damit unser Wohlstand. Es wird diskutiert, was getan werden könnte.

Soll die Ukraine mit Kriegsgerät unterstützt werden? Soll der Aggressor mit Sanktionen zum Einlenken bewegt werden? Wie groß ist die Gefahr der Eskalation, wie groß die Gefahr einer allgemeinen Aufrüstung? Wobei: in Friedenszeiten regt sich auch niemand über die boomende Waffenindustrie auf. Oder solle die Angegriffenen sich einfach ruhig verhalten, sich überrollen und unterwerfen lassen und die unvermeidlichen Randerscheinungen wie Willkür, Mord, Massenvergewaltigung und Folter über sich ergehen lassen?

Egal, welche Meinung man vertritt: Ratschläge von außen an die Betroffenen werden leicht zynisch, weil oft von Eigennutz getragen.

Aber ich wollte gar nicht über den Krieg reden. Eigentlich möchte ich über den Frieden reden.

„Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch“ sagt Jesus im Evangelium und so hören wir es in jedem Gottesdienst. Abertausende Male gehört habe ich es, und mir nie was Besonderes dabei gedacht. Friede, na klar, wer will schon Krieg?

Wir geben uns als Zeichen des Friedens die Hand, oder wir nicken uns freundlich zu, und am Schluss des Gottesdienstes werden wir mit „Geht hin in Frieden“ entlassen – und das war's dann?

Aber Friede ist nicht der Zustand ohne Krieg, ohne offene Feindschaft. Friede ist doch viel mehr und Jesus meint mit seinem Frieden auch viel mehr. Was sollten sonst diese eigenartigen Worte vom „Frieden, den die Welt nicht gibt“, bedeuten.

Genauso, wie Krieg und Feindschaft nicht von selbst passiert, sondern aktiv gemacht wird, genau so passiert Friede nicht von selbst, sondern muss aktiv gemacht werden.

Wir hier werden den Krieg in der Ukraine nicht beenden können, genauso wenig wie die Kriege in Syrien, in Äthiopien, in Mali, im Sudan, in Nigeria, in Palästina, im Irak – um nur einige der gerade aktuellen zu nennen.

Was wir können ist, bei uns zu beginnen. Umdenken zu lernen und zu verstehen. Wir sind getrimmt, konditioniert auf Erfolg, und Erfolg haben heißt, dass für uns am Ende mehr herauskommen muss als wir hineinstecken. Dass es bei dieser Rechnung immer auch Verlierer geben muss, das wird einfach hingenommen.

Erfolg haben im Sinn Jesu ist anders. Erfolg im Sinn Jesu heißt nicht, Gewinn für sich selber, sondern Gewinn für alle machen.

Der Friede, von dem Jesus spricht, der heißt Leben in Fülle, Leben in Fülle für alle, für jeden einzelnen Menschen.

Auch wenn die Versuche, diesen Frieden wahr zu machen, scheitern, so bleibt im Blick auf Jesus die Pflicht, immer wieder aufs Neue ihm nachzueifern, in meiner Umgebung, in meinem Umfeld, in meiner Familie, dort, wo ich Einfluss habe.

Machen können wir Menschen diesen Frieden nicht.

Aber arbeiten daran können wir. Und wir können darum beten.

Rudolf Bittmann
Diakon

Miteinander statt Gegeneinander

30. Mai 2022
Predigt



Schwestern und Brüder im Herrn!

Überall, wo Menschen leben oder zusammenarbeiten, geht es darum, dass alle zusammenhelfen und an einem Strang ziehen: in der Familie, im Verein oder Betrieb, in der Kirche usw.

Das gelingt nicht immer, weil es mühsam ist, uns auch oft überfordert. Jung Verliebte oder Verheiratete haben oft den Traum von völliger Harmonie und Übereinstimmung, was nicht möglich ist. Sie müssen die Eigenart des anderen und die Verschiedenheit akzeptieren, um leben zu können. Was trägt, ist das gemeinsame Ziel!

Jesus selbst hat die unterschiedlichen Meinungen seiner 12 Apostel erlebt und der Evangelist schreibt aus der Erfahrung heraus, dass Meinungsverschiedenheiten zu Spaltung führen können. (Petrus – Paulus; Gemeinde in Korinth: Ich glaube an Petrus/Paulus/Apollos/usw.) In der heutigen Lesung hören wir vom „Baum des Lebens“: Jesus ist Wurzel und Stamm. Der Baum ist mit dem Untergrund, ist mit Gott fest verbunden. Sollen nicht alle Christen ein Teil dieses Baumes sein?? Ist es nicht dieser „Stamm“, der uns „eins“ sein lässt??

Durch das Geschick eines Gärtners gedeihen manchmal auf einem Obstbaum verschiedene Früchte. Darf das beim „Baum des Lebens“ nicht auch so sein??

Im Evangelium hören wir die Bitte Jesu an den Vater um die Einheit aller, die sich zu Gott bekennen: zusammengeführt durch den Geist Gottes, berufen zu einer gemeinsamen Hoffnung! Nicht mehr Jude/Griechen, Österreicher/Ukrainer, Farbiger/Weißer, sondern „eins sein“ in Gott, mit ihm verbunden sein. Durch das Wasser der Taufe gehören alle Christen zusammen.

Bei uns Christen gibt es heute vier Großkirchen und Tausende Kleinkirchen! Eben hat sich die ukrainische von der russisch-orthodoxen Kirche getrennt. Oft herrscht wenig Miteinander, sondern auch ein Gegeneinander! Das entspricht nicht dem Wunsch Jesu, sondern führt zum Ärgernis in der Welt. Die feierliche Liturgie der Ostkirche oder die Liebe zur Bibel in den Kirchen der Reformation haben ihren Wert und können auch uns bereichern, wenn wir dabei das Gemeinsame sehen: Gott als den Schöpfer der Welt.

Jesus ist in Liebe mit Gott verbunden und er begegnete den Menschen von damals auch in Liebe. Wer Christ sein will, muss ihm dabei nachfolgen. In Liebe mit den Mitmenschen und mit Gott durchs Leben gehen, das ist unsere Aufgabe. Das ist nicht immer leicht, aber die Welt hat es bitter nötig!

Bitten wir in diesen Tagen Gott um sein Geschenk der Liebe und um seinen Geist!

Josef Bernögger
Diakon

Pfingsten begeistert

5. Juni 2022
Predigt



Wenn wir uns senden lassen vom Geist Gottes, von der Kraft Gottes, dann wandelt sich alles. Dann regen wir uns auf, wenn es anderen schlecht geht. Dann setzen wir uns ein und trösten die Traurigen. Dann bewegen wir uns aufeinander zu. Dann fangen wir Feuer füreinander und begeistern uns für das Leben. Sende uns damit wir mit Worten und besonders mit Taten zu FriedensbotInnen werden, zu NeudenkerInnen zu GottesbotInnen und MutmacherInnen.



Predigt Pfingstsonntag

Beim Wort Geist denken wir im deutschen Sprachgebrauch zuerst meistens an Verstand, Vernunft, geistreich sein, den Geist anstrengen im Sinne von Denken. Aber es gibt auch andere Zugänge.

Meine Schwiegermutter war eine sehr warmherzige Frau. Alle kamen gerne nach Hause, ihre kleine Küche war oft überfüllt. Wir saßen um den Tisch, auf den Kasteln und am Schemel am Boden. Immer war für alle Platz.

Kennt ihr das, etwas das uns Menschen die wir lieben vorgelebt haben, lebt weiter. Wir sagen manchmal, wenn viele zu uns auf Besuch kommen, dann wenns eng wird: Ganz im Geiste von Mama. Wir erinnern uns und ihr Geist der Gastfreundschaft der uns so gut getan hat lebt weiter „Erinnern“ und „lehren“ werden heute im Ev. auch als Aufgaben des Heiligen Geistes genannt. Erinnern an das, was Jesus gesagt hat, wie Jesus mit den Menschen umgegangen ist, mit denen die Fehler gemacht haben, mit denen die am Rande der Gesellschaft lebten, mit Kranken und in Not geratenen, mit Fremden und Suchenden, mit seinen Freunden den Jüngern und Jüngerinnen. Er **will uns begeistern, für ein Leben in seinem Sinn.**

Jesus sagt heute im Evangelium: „Wenn jemand mich liebt, wird er an meinem Wort festhalten. Ja wenn wir jemanden lieben, ist uns das was er oder sie sagt oder tut wichtig.“

Und wenn Jesus sagt, mein Vater und ich werden kommen und bei dir wohnen, spricht er auch von Beziehung, von Nähe, Beisammensein. Gott will und wird uns ganz nahe sein.

Vielleicht ist es wichtig das Jesus bevor er von der Sendung seines Geistes spricht, unsere Beziehung zu ihm in den Mittelpunkt stellt. Kennen wir Jesus, wissen wir was ihm wichtig ist, Jesus war ein faszinierender Mensch, er hat nicht nur erzählt das Gott uns Menschen liebt, er hat es uns gezeigt wie er sich den Menschen zugewendet hat.

Jesus tröstet seine Jünger und Jüngerinnen mit denen er gelebt hat und ermutigt sie: „Wenn ich nicht mehr da bin, sende ich euch einen Beistand, den Hl. Geist“. Brauchen wir einen Beistand in unserem konkreten Leben? Ein Beistand ist in der Rechtssprache so etwas wie ein Vormund. Deshalb hat das Wort Beistand vielleicht für manchen einen negativen Touch. Das ist hier nicht gemeint, denn Gott hat nämlich überhaupt kein Interesse daran, uns Menschen zu entmündigen. Im Gegenteil: er hat uns mit enormen Begabungen, Fähigkeiten und Möglichkeiten ausgestattet – jeden von uns auf seine einzigartige Weise. So können wir unser persönliches Leben und das der Gemeinschaften in denen wir leben gut gestalten – indem wir unsere Fähigkeiten einbringen, das es uns und anderen gut geht, oder dass ein Umdenken, ein achtsamer Umgang mit der Schöpfung passiert.

Auch in unserer Pfarrgemeinde kann jede und jeder seine Begabungen einbringen, es gibt so viele Möglichkeiten, dann werden wir eine lebendige, vielfältige, kreative, soziale, glaubende Gemeinschaft in der der menschenfreundliche, liebende Gott erfahrbar wird.

Aber wir sind eben auch alle begrenzt, manchmal gleichgültig, eingeschränkt oder zerbrechlich, hilflos, ratlos. Wenn wir Nachrichten lesen, erfahren wir täglich von Kriegen, die scheinbar nie aufhören, von Armut und ungerechter Verteilung der Güter, Klimakrise, Nationalitäten und Religionskonflikten, von Problemen die wirklich schwierig zu lösen sind.

Wir kennen alle in unseren Familien oder anderen Gemeinschaften Konflikte, Verletzungen, Unverständnis. Wir sind mit Krankheiten und Schicksalsschläge konfrontiert.

Wir kennen alle Situationen wo wir gute Entscheidungen treffen sollen für uns und für andere.

Und genau an diesem Punkt kommt der Heilige Geist, der göttliche Beistand, zum Zug. Dort, wo wir Menschen an die Grenze unserer Möglichkeiten kommen, wo wir Hilfe brauchen, Trost, Erkenntnisse was jetzt zu tun ist, damit sich etwas zum Guten wandeln kann, können wir vertrauen das Gott uns durch seinen Geist beisteht. In der Bibel wird uns der Heilige Geist vorgestellt als ein Geist der Kraft, der Weisheit, der Wahrheit, der Besonnenheit, des Mutes, der Liebe, ein Geist des Friedens und der Versöhnung, ein Geist der verbindet und nicht trennt. Welch ein Geschenk für uns.

Ich wünsche uns allen, dass wir damit rechnen, dass Gottes Geist uns kraftvoll beistehen kann.

Ich wünsche uns allen, dass wir offen werden für sein Wirken, dass wir den Geist Gottes erbitten, ersehen, damit sich etwas wandeln kann zum Guten, zu mehr Gerechtigkeit, zu mehr Gemeinschaft, zu einem erfüllteren Leben, zum Wohle aller.

Ich wünsche uns allen dass wir uns nicht zufrieden geben mit dem was ist, dass wir Visionen und Träume haben für die Welt, für unser Zusammenleben, für unsere Kirche. Amen

Gabi Niederschick



Fotos: Lisa Niederschick

Predigt in der Ehejubililarfeier

26. Juni 2022
Predigt



Liebe Schwestern, liebe Brüder,

vor ein paar Tagen habe ich ein Auto mit der Aufschrift gesehen: „Perfect Wedding“ – also perfekte Hochzeit. In der Regel versteckt sich dahinter eine Hochzeitsplanerin, die den Menschen hilft, ihren Hochzeitstag vorzubereiten. Dabei wird darauf geschaut, ob farblich alles auf einander abgestimmt ist, ob genügend Taschentücher für die bewegten Momente des Tages vorhanden sind, ob die Lieblingsspeisen auf den Tisch kommen ... Dass dabei Filme und Fernsehshows als Vorbilder gelten, versteht sich von selbst, weil die meisten Menschen zumindest für ein paar Augenblicke zu den Stars gehören wollen.

Da ich in den kommenden Tagen einigen Hochzeiten assistieren werde, habe ich mich gefragt, wie unterscheidet sich die Hochzeitsvorbereitung heute im Vergleich zu der vor 30 oder 50 Jahren. Haben Sie, liebe Jubelpaare, darauf geschaut, eine perfekte Hochzeit zu haben? Aus vielen Gesprächen mit Ehepartnern von lang gelebten Ehen weiß ich, dass es vor fünfzig oder sechzig Jahren finanziell nicht möglich war, über die Perfektion eines Festes nachzudenken. Und aus christlicher Sicht geht es bei einer Eheschließung gar nicht um die Perfektion, sondern um die Liebe. Bei einer Hochzeit geht es nicht darum, dass einige Wochen danach noch darüber gesprochen wird, wie super alles organisiert war, sondern darum, dass man die Liebe feiert, die durch das Leben trägt. Die Perfektion ist immer mit der Gefahr verbunden, einer Vorstellung entsprechen zu wollen und das Fest an dieser Vorstellung und nicht am Gefühl, nicht an der Liebe zu messen.

Da wir heute nicht die Jubiläen der perfekten Ehen feiern, sondern Ehen, die als Sakrament geschlossen wurden, die durch dick und dünn gegangen sind, die trotz Veränderungen im Leben zu einander stehen und füreinander da sind, haben wir für Sie das Symbol des Liebstöckls gewählt. Das Liebstöckl gehört zu den Heilpflanzen und es wird ihm vielfältiges Wirken zugeschrieben. Neben ätherischem Öl enthält Liebstöckel verschiedene Vitamine, wie z.B. Vitamin B, C sowie solche Mineralstoffe wie Kalzium, Eisen und Kalium.

Seine Wirkung auf den Körper wird folgendermaßen beschrieben: Liebstöckel entlastet das Bindegewebe, lindert Zellulitis oder Kopfschmerzen, Rheuma und Gicht.

Auf emotionaler Ebene ist das Liebstöckel besonders gut anwendbar gegen Aufregung und Überspannung; für Menschen in Stresssituationen, weil es den Fluss der Lebensenergie anregen und die Libido und Liebeslust aktivieren sollte.

Liebe Jubelpaare,

das meiste von dem, was beschrieben wurde, brauchen Sie gar nicht, weil Sie weder auf die Perfektion der Hochzeit noch auf den Zauber der Natur gesetzt haben. Sie haben auf einander gesetzt, auf Menschen, die sich begegnet sind, die sich ineinander verliebt haben, die sich vorgenommen haben, die schweren und die freudigen Stunden des Lebens miteinander zu teilen. Sie wurden nicht als Roboter geschaffen, die tadellos nach einer Vorgabe funktionieren, sondern als Menschen, die immer das Glück suchen, um es miteinander zu teilen, die sich darum bemühen, ihre Anfangsliebe reifen zu lassen und zu verwandeln.

Ein kirchliches Ehejubiläum ist ein Fest einer Liebe, die die Welt nicht mehr durch eine rosa-rote Brille betrachtet, sondern einer Liebe, die sich im Verschenken an einander, an Kinder und an Enkelkinder und an die Gemeinschaft zeigt und darin greifbar wird. Ein kirchliches Ehejubiläum ist kein Fest der Vorstellung von einer perfekten Beziehung, sondern das Fest des Vertrauens, dass das Leben von Gott begleitet und gesegnet gut und heilsam ist.

Ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zu Ihrem Jubiläum. Mit dem Liebstöckl wünsche ich Ihnen, dass Sie für einander heilend da sind und auf einander heilend wirken. Ich wünsche Ihnen, dass Sie selbst zu einem Liebstöckl werden, also zu einem Menschen, der das Leben und die Beziehungen weiterhin aus Liebe gestaltet und dadurch heilend in der Welt wirkt.

Slawomir Dadas
Pfarrer

Nachfolge Jesu ist und bleibt eine große Herausforderung

26. Juni 2022
Predigt



Was sind das plötzlich für haarsträubende Forderungen? Kümmere dich nicht um das Begräbnis deines Vaters, lass deine Familie zurück, nicht einmal für den Abschied hast du Zeit. Das ist ein totaler Tabubruch, das geht gegen alle Regeln der Menschlichkeit und widerspricht auch all den Gesetzen, denen sich Jesus selbst verpflichtet weiß. Wenn, dann kennen wir so etwas nur von traumatischen Ereignissen wie einer Einberufung zu einem plötzlich ausgebrochenen Krieg, oder der brutalen Vertreibung einer bestimmten Bevölkerungsgruppe.

Hier verlangt Jesus das als Bedingung für seine Nachfolge, und eigentlich wollen wir das sein und fühlen uns auch als seine Nachfolger. Wie gehen wir dann mit diesem, fast grausam anmutenden Verlangen um.

Nachfolge wurde damals als tatsächliches Hinterhergehen verstanden. Lukas schildert demnach die Nachfolge Jesu als persönliche Gefolgschaft auf seinem Weg. Ein Weg beginnt mit dem ersten Schritt auf ein bestimmtes Ziel hin. Wenn man dabei sein will, muss man sofort dabei sein, der gemeinsame Weg kann nicht mit Zögern und Zaudern, nicht mit Vorbehalten oder einfach ein paar Tage später begonnen werden. Und auf dem Weg gibt es kein zurückblicken – es würde das Ziel aus den Augen verloren werden. Im Altgriechisch gibt es für unser Wort „Zeit“ zwei Begriffe. Chronos, das ist die Zeit, wie wir sie kennen und verstehen, die Zeit, die fließt, die ein Vorher und ein Nachher kennt. Kairos dagegen ist „der richtige Augenblick“. Der richtige Zeitpunkt, der vielleicht nicht wiederkommt und darum wahrgenommen werden muss, sonst ist er vorbei. Darum geht's im Evangelium.

Unser Verständnis von Nachfolge Jesu muss natürlich ein anderes sein. Wir verstehen darunter, die Lehre Jesu in unserem Leben möglichst getreu umzusetzen. Wie das konkret aussehen soll, dafür wurden endlos viele detaillierte Anweisungen und Vorschriften formuliert. Aber wenn wir die Botschaft genau betrachten und erforschen, dann kommen wir unweigerlich auf das, was Jesus als wichtigstes Gebot genannt hat: du sollst deinen Gott lieben, und deinen Nächsten wie dich selbst. Alles, was Jesus gelehrt hat weist darauf hin und ist nur eine Ausfaltung dieses größten Gebotes. Auch die Bergpredigt, die zentrale Lehraussage Jesu, ist im Grund nur eine Konkretisierung davon.

Und jetzt bekommen die harschen Bedingungen Jesu auch für uns Sinn. Die Nachfolge bringt Schwierigkeiten, Unruhe und Aufwand in unser Leben und ist sicher nichts, das uns einfach gemütlich ausruhen lässt. Auch wenn die Liebe zum Nächsten nicht mit dem zu verwechseln ist, was wir landläufig unter Liebe verstehen, so verlangt es Respekt, Achtung und Ehrfurcht – nicht vor den Handlungen, den Ansichten und dem Verhalten, aber vor dem Menschen, vor der Person, die Kind Gottes ist wie ich selber. Das heißt, dass wir immer wieder über unseren Schatten springen müssen und nicht auf Sympathie oder Abneigung setzen dürfen.

Und oft noch schwieriger ist es, die Achtung und die Ehrfurcht uns selber gegenüber aufzubringen, ungeachtet unserer Fehler und unseres Versagens, weil wir eben auch und zuerst Kind Gottes sind. Wenn wir uns selbst nicht lieben, dann können wir auch den Nächsten nicht lieben und dann können wir schon gar nicht Gott lieben.

Mit dem Kairos, dem rechten Moment, ist es für uns leichter. Uns werden immer wieder Gelegenheiten geschenkt, neu zu beginnen, einen neuen Anfang zu setzen. Nachfolge Christi ist ständiger Aufbruch. Zurückschauen

ist aber auch für uns nicht gut. Trauer über begangene Fehler bringt uns nicht weiter. Es ist, und es bleibt eine große Herausforderung, sich in die Nachfolge Jesu zu begeben.

Aber wir haben sein Versprechen, dass er bei uns ist und uns nicht allein lässt.

Rudolf Bittmann
Diakon

Was brauchen wir, um ein erfülltes Leben führen zu können?

4. Juli 2022
Predigt



Liebe Christ*innen, versammelte Gottesdienstgemeinde,
am Donnerstag hat mich eine traurige Nachricht erreicht: nach längerer schwerer Krankheit ist die Mutter einer sehr guten Freundin meines Sohnes an den Folgen ihres Krebsleidens verstorben. Plötzlich ist ganz gegenwärtig, dass das Leben endlich ist. Und dass wir uns nichts Materielles mitnehmen können an der Schwelle des Todes. Da keimt die Frage auf: Was brauchen wir, um ein erfülltes Leben führen zu können? Das ist eine Frage, der Menschen schon seit Jahrtausenden nachgehen.

Wenn ich mir die vielen Glücksratgeber in unseren Bücherregalen ansehe, dann ist das wohl eine hochaktuelle Frage.

Jesus spricht im Evangelium durch die Jahrhunderte in unsere heutige Zeit und sagt: Eigentlich braucht ihr das alles nicht. Wenn ihr mir nachfolgt, dann vertraut darauf, dass das, was notwendig ist, euch geschenkt wird bzw. ihr es schon in euch tragt.

• Aussendung der 72

Schon heftig diese Stelle der Aussendung. Davon gibt es mehrere in den Evangelien: Zum Beispiel: Im 9. Kapitel des Lukasevangeliums wird Lukas von der Aussendung der 12 berichtet. Hier im 10. Kapitel, das wir gerade gehört haben, werden 72 ausgesendet.

Eine Textstelle im Evangelium aus der die Kirche immer wieder ihre missionarische Kraft schöpft, einzelne Aspekte will ich herausarbeiten.

Die Symbolzahl 72, die ausgesendet werden, deutet auf die Anzahl der bekannten Völker (als Nachkommen Noahs) aus dem 10. Kapitel im Buch Genesis hin – es geht also um eine Sendung zu allem Menschen. Nicht nur zu denen, die offen sind für die Botschaft.

Diese Szene aus dem Evangelium ist auch hier in unserer Kirche dargestellt, hinter mir als Steinrelief. Da ist Jesus, da sind die Jünger, da ist eine Botschaft. Als Zumutung empfinden wir das, so ganz ohne alles ausgeschickt zu werden: Ohne Schuhe, ohne Geldbeutel und ohne Vorratstasche.

Das würde für uns heute bedeuten: Ohne Handy, ohne Bankomatkarte, ohne Schlüssel, ohne Wasserflasche und Jause, ohne Multifunktionsstool, ohne Versicherungskarte, ohne Reisepass ... *(Hinweis – diese Dinge wurden mit den Kindern gemeinsam am Beginn des Gottesdienstes aus einem Rucksack vor dem Altar gepackt)*. Nur die Zusage: das, was ihr braucht, werdet ihr erhalten. Und dann auch noch: „Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe“ – hilflos, ausgesetzt. Alles andere als ein Selbstläufer.

• Wer es wörtlich versteht

Für manche Ordensgruppen (z.B. die Jesuiten) ist zu Beginn ihrer Tätigkeit vorgesehen, eine Pilgerreise mit einfachsten Mitteln zu unternehmen (z.B. von Innsbruck nach Rom). Ein guter Bekannter hat sich das vor einigen Jahren mit einer Jugendgruppe getraut: sich auf den Weg gemacht, zu Fuß vom Innviertel ins Salzkammergut. Ohne Geld, nur mit dem Nötigsten. Sie haben auf dem Weg gefragt, ob sie zum Beispiel auf einem Bauernhof mithelfen dürfen und um Unterkunft ersucht, sie haben um Nahrung gebeten – also raus aus der Komfortzone und mitten rein in die Herausforderung. Die Aufforderung Jesu wurde da also wörtlich genommen. Was sich dadurch verändert ist die Einstellung zu unseren Selbstverständlichkeiten. Wie schwer fällt es uns die Finger auch nur ein paar Minuten von unseren Smartphones zu lassen?

An ein Lied der Band Silbermond erinnert mich das: „Mit leichtem Gepäck“. In dem Lied hinterfragen sie, was man im Leben wirklich braucht und dass man viel besser vorankommt, wenn man nicht zu viel mit sich schleppt. Das passt gut zur Botschaft Jesu: Hängt nicht zu sehr an den irdischen Dingen.

Neben dieser großen Challenge lese ich aber auch vier Entlastungen im Evangelium:

- **Eine erste Entlastung:** „nicht alleine“

Jesus sendet die Jünger **nicht alleine** aus (vgl. Lk 10,1) – sondern immer zu zweit, das hilft beim Durchhalten. An die Orte, wohin er selber kommen wollte, sendet er sie. Es geht darum, den Weg zu bereiten.

- **Eine zweite Entlastung:** „Gott ist schon da“

In den letzten Jahren hatte ich stets einen Satz in meinem Kalender stehen: „Gott ist immer schon bei den Kindern und Jugendlichen – also schon lange bevor sie mit den Jugendverantwortlichen in Kontakt kommen.“ Wir müssen Gott also nicht zusätzlich hintragen, wir dürfen darauf vertrauen, dass Gott schon da ist. Wir dürfen dabei mithelfen, ihn spürbar werden zu lassen.

Im Evangelium heißt es: die Ernte ist groß und es gibt zu wenige Arbeitende (vgl. Lk 10,2).

Das Zuwenig an Arbeitenden beziehen wir heute gerne auf die geistlichen Berufe, deren Anzahl in Mitteleuropa stetig zurück geht, dabei geht es nicht darum, das auszulagern an spezielle Gruppen. Es geht nicht darum, dass wir uns zurücklehnen und die anderen mal tun lassen. Nein, jede und jeder von uns ist gefragt dabei mitzuhelfen, Gottes Wirken in unserer Welt trotz aller Niederschläge und Mühsale deutlich zu machen.

- **Entlastung Nummer drei:** „Die Probe“ und der Friede

Es gibt im Lukasevangelium eine Stelle in der Jesus auf diese sehr herausfordernde Sendung Bezug nimmt. Die finden wir im 22. Kapitel (Lk 22,35f, nach dem Abendmahl und direkt vor dem Gebet am Ölberg), wo er daran erinnert, dass er die Jünger ohne Geldbeutel und ohne Schuhe ausgeschickt hat – mit der Frage: ob sie da Not gelitten hätten. Was sie verneinen. Es war eine Frage des Vertrauens, eine Erprobung, ob sie sich darauf einlassen werden. In diesem späteren Sendungsauftrag kurz vor seinem Leiden lässt er zu, dass Schuhe und Geldtasche mitgenommen werden.

Wenn wir ankommen – dazu ruft Jesus auch uns auf, dann ist die **erste Botschaft der Friede** – das ist es, was er als Auferstandener bei seinen Erscheinungen den Jüngern wünscht: Frieden (vgl. Joh 20,19). **Mit offenen und nicht geballten Händen aufeinander zugehen**, ist seine Aufforderung. Und er ermutigt sie dazu, in seinem Namen Kranke zu heilen – heil zu machen und auf das Nahen, ja das Anbrechen des Reiches Gottes hinzuweisen. Es ist schon spürbar, aber es ist noch nicht in seiner ganzen Form da.

Papst Franziskus hat in einer Ansprache (2013 an herangehende junge Menschen in geistlichen Berufen; Quelle: An die Seminaristen, Novizen und Novizinnen aus aller Welt, die zum Jahr des Glaubens nach Rom gekommen sind (6. Juli 2013) | Franziskus (vatican.va)) deutlich gemacht, worauf es dabei ankommt, dass das Reich Gottes spürbar ist: auf dich und mich durch unser Leben!

„Ich sage immer das, was der hl. Franz von Assisi bekräftigte: Christus hat uns gesandt, um das Evangelium auch durch das Wort zu verkündigen. Der Satz lautet folgendermaßen: **»Verkündet stets das Evangelium. Und wenn es nötig sein sollte, dann tut es in Worten«**. Was heißt das? Das Evangelium verkündigen durch die Authentizität des Lebens, *durch ein kohärentes Leben [kohärent = folgerichtig zusammenhängend, schlüssig; authentisch = echt]. [...]*

Wir müssen kohärent sein, authentisch sein. Um diesen Weg zu gehen, müssen wir das tun, was der hl. Franz sagt: predigen wir das Evangelium durch unser Vorbild, und erst dann in Worten! Vor allem aber müssen die anderen Menschen das Evangelium anhand unseres Lebens ablesen können! Auch hierin ohne Furcht, mit all unseren Fehlern, die wir zu korrigieren suchen, mit den uns gesetzten Grenzen, die der Herr kennt – aber auch durch unsere Großherzigkeit dabei, zuzulassen, dass er in uns wirkt.“

Damit das gelingt gilt es, dass wir uns selber immer wieder mit der Frohen Botschaft beschäftigen. Mit den Worten des Hl. Augustinus gesprochen: „In dir muss brennen, was du in anderen entzünden willst“. Es muss dort echt – authentisch abzulesen sein. Dann wird es Resonanz finden und sich verbreiten.

- **Entlastung Nummer vier:** Lasst euch auch von Sackgassen am Weg nicht entmutigen

Und trotzdem gesteht Jesus zu: Meine Nachfolge ist keine easy-win-Erfolgsstory – ihr werdet auch abgelehnt werden, ihr werdet Niederlagen erleiden (vgl. Lk 10,10ff). Man wird euch ausschließen und euch nicht zuhören und nicht aufnehmen. Ihr braucht also auch Frustrationstoleranz. Aber dann schüttelt den Staub von euren Füßen und lasst die Dinge auch mal sein. Lasst euch davon nicht bekümmern.

Und wenn man im Evangelium noch ein Stück weiterliest, dann hören wir von den Jüngern, die zurückkommen (vgl. Lk 10,17-20) und die berichten, dass einiges aufgegangen ist. Ihnen ist sogar Außergewöhnliches gelungen, wenn sie im Namen Jesu unterwegs waren.

- **Den Rucksack neu packen**

Wenn wir also nichts Materielles mitnehmen sollen auf unsere Reise, was sollen wir dann in unseren Rucksack packen? Ein paar Dinge sind mir da untergekommen, die ich gerne mit euch Kindern in den Rucksack einpacken will. Da fallen mir aus dem Buch, das die Geschichten von Jesus erzählt, ja einige Dinge entgegen:

- Da wäre die **Zuversicht**, dass am Ende alles gut wird.
- Da wäre das **Zutrauen**, dass Gott jeden und jede von uns ruft.
- Da wäre die **Hoffnung**, dass wir mit unserem Gott Mauern überspringen können, wenn wir uns trauen die sichere Komfortzone zu verlassen.
- Da wäre die **Liebe zu uns Menschen** und die Zusage, dass Gott uns niemals alleine lässt, egal was passiert. Tiefer können wir nicht fallen als auf göttlichen Grund, der wie eine Hand ist, die uns auffängt.
- Da wäre das **Durchhaltevermögen**, dass wir uns von Misserfolgen nicht entmutigen lassen.
- Da wäre die **Kraft für den ersten Schritt**. Denn auch der längste Weg beginnt mit einem ersten Schritt und bei langen Wanderungen, wenn die Kräfte nachlassen, habe ich mir immer wieder gedacht: Mit jedem Schritt den ich gehe, komme ich dem Ziel meiner Reise einen Schritt näher. Ist der erste Schritt einmal gemacht, kostet der zweite nicht mehr so viel Mühe und der dritte geht schon viel leichter.
- Da wäre der **Friede**, den Jesus und wünscht und den wir zu den Menschen bringen dürfen. Eine offene und friedfertige Haltung löst für sich noch nicht alle Probleme, aber sie erleichtert das Miteinander ungemein.
- Da ist die **Bereitschaft zum Echt sein** und dass wir durch unser Leben die Träger*innen der Botschaft sind.

Vielleicht fallen euch ja auch noch ein paar Wegbegleiter*innen ein, die auf unserer Reise zu den Menschen sinnvoll sind.

Soweit meine Gedanken zum heutigen Evangelium.

Christoph Burgstaller
Pastoralassistent

Wer ist mein Nächster?

14. Juli 2022
Predigt



Schwestern und Brüder im Herrn!

Vom amerikanischen Schriftsteller Mark Twain stammt der Ausspruch: „Mir bereiten nicht jene Bibelstellen Kopfzerbrechen, die ich nicht ganz begreife, sondern jene, welche ich sehr gut verstehe“. Ich meine, die eben gehörte Stelle ist so eine, die Kopfweh hervorrufen kann.

Die Frage nach dem Erreichen des ewigen Lebens beantwortet der Gesetzeslehrer selbst mit dem Gebot der Gottes- und Nächstenliebe. Welche Konsequenzen das hat, ist etwas anderes. Deshalb fragt er: „Wer ist mein Nächster?“

Zur Zeit Jesu gab es starke Strömungen, die Bedeutung des Wortes „Nächster“ stark einzuengen auf die Volksangehörigen. Jesus gibt keine konkrete Antwort, sondern er erzählt eine Geschichte, wie wir im Evangelium gehört haben. Die Frage nach dem „Nächsten“ stellt sich auch für uns! Ist es der Bettler? Der ungeliebte Nachbar? Der Außenseiter im Betrieb? Sind es die Notleidenden bei uns und weltweit? Sind es die Kriegsoffer in den Krisengebieten? Oder die Bewohner in unseren Heimen? Usw.

Jesus stellt die Frage aber anders: „Wer von diesen dreien ist dem Überfallenen zum Nächsten geworden? Hat ihm geholfen?“ Das heißt wohl für uns: „Wem werde ich zum Nächsten?“ Jesus stellt uns mit dem barmherzigen Samariter ein Idealbild vor Augen, das uns nachdenklich machen will! Jesu Aufruf gilt nicht nur bei Katastrophen, sondern auch in kleinen Dingen, wie z. B. ein Kind kurz betreuen, weil die Mutter plötzlich zum Arzt muss; einkaufen gehen für einen Menschen, der nicht mehr aus der Wohnung kommt; im Heim eine Person besuchen, die nur selten oder nie jemand besucht. Beispiele gibt's genug!

Für jede/n heißt das: Dort, wo ich es kann und wo es gerade auf meine Hilfe ankommt!

Es lebten bedeutende Menschen wie Mutter Teresa und es gibt Organisationen wie Caritas, Diakonie, Samariterbund und andere, die nach dem Bilde Jesu handeln.

Gott braucht uns, um seine Liebe weiterzugeben. In der ersten Lesung hieß es: „Das Wort Gottes ist in deinem Mund und in deinem Herzen“. Gott ist der „barmherzige Samariter“ für uns alle! Er schenkt uns das Leben, einen guten Partner, ein sicheres Leben und noch viel mehr.

Reicht es, was an Mitgefühl, Verantwortung, Hilfsbereitschaft und bei Teilen gelebt wird? Beim Sammeln für Notleidende in Oberösterreich erlebte ich, dass eine Minderheit eine offene Hand hat, die große Mehrheit aber in Ruhe gelassen werden will! Auch im Evangelium greift nur einer zu, noch dazu ein „Ausländer“!

Der amerikanische Bürgerrechtler Martin Luther King äußerte sich zu dieser Bebelstelle so: „Gewiss ist es unsere Aufgabe, die Rolle des barmherzigen Samariters zu übernehmen für jene, die am Weg liegen. Aber das ist nur der Anfang! Die Straße nach Jericho muss verändert werden, muss sicherer werden!“

Das, und das Wort Jesu an den Gesetzeslehrer gilt auch für uns heute: „Geh, und handle genau so!“

Josef Bernögger
Diakon

Hören oder Tun

17. Juli 2022
Predigt



Bei einer Studienwoche, in der es um die Bibel ging, wurde die Frage gestellt, mit wem der Gestalten aus dem Neuen Testament man gerne reden würde. Ich glaube, ich habe damals gesagt: mit dem Petrus. Hätte man mir die Frage in den letzten Wochen gestellt, hätte ich gesagt: mit Lukas. Ich würde ihn zu gerne fragen, was er sich beim Formulieren der eben gehörten Stelle gedacht hat.

Jesus kommt als Gast zu zwei Frauen. Die eine, Marta, nimmt die Gastfreundschaft ernst und umsorgt und bedient ihn. Und während er es sich gut gehen lässt, führt er mit Maria, der anderen, die sich zu ihm setzt, Smalltalk. Und als Marta meint, dass ihr Maria auch ein bisschen dabei helfen könnte, Jesus zu bedienen, wird sie von ihm gemäßregelt. Maria hätte das Bessere, oder wie es jetzt heißt, das Gute gewählt – was nichts anderes heißt, als dass Marta eben das Schlechte gewählt hat..

Ich weiß schon, dass Jesus nicht so gehandelt hätte, darum interessiert es mich ja so sehr, warum Lukas es so geschrieben hat. Er schreibt da eine Geschichte, die uns ärgert, weil sie ungerecht ist. Wir kennen doch alle diesen Typ Mensch, der sich wohlig seufzend zurücklehnt, auf die Arbeit der anderen blickt und dazu meint: heute lass ich einmal los, heute lass ich die anderen einmal ran. Und die Bibelfesten darunter formulieren es gleich direkt: heute bin ich einmal die Maria. In der Regel sind es die, die jeden Tag die anderen einmal ran lassen oder „heute einmal die Maria“ sein wollen.

Was wäre, wenn Marta auch den Weg von Maria gewählt hätte und sich auch zu seinen Füßen gesetzt und einfach nur zugehört hätte? Der Besuch wäre ein Desaster geworden, die Gastfreundschaft, die wirklich heilig war, wäre verletzt gewesen.

Was wäre, wenn in unserer Gesellschaft alle die Hände in den Schoß legen und sich nur hochfliegenden geistigen Gedanken widmen würden? Kann man aus dem Evangelium folgern, dass nur das Hochgeistige, das Erhabene Wert hat und alles Tätige keinen?

Dabei ist doch gerade Lukas der Evangelist, der die tätige Nächstenliebe betont. Letzten Sonntag hatten wir das Evangelium vom barmherzigen Samariter. Würde nur das Geistige, das Kontemplative zählen, dann wäre nicht der Samariter, der praktisch zugegriffen hat, dem Überfallenen zum Nächsten geworden, sondern der Priester, der im Vorbeigehen doch sicher ein Gebet für den Armen gemurmelt haben wird.

Lukas konnte ich leider nicht fragen. Aber ein paar wichtige Argumente für eine andere, verständlichere Auslegung habe ich doch gefunden. Diese Stelle wurde und wird in alter Tradition seit dem 7. Jhdt. an entscheidender Stelle einfach falsch übersetzt. So wird aus dem Satz „eines aber ist nötig“ das fatale, ausschließende „nur eines ist nötig“. Und aus „etwas Gutem“ wurde wahlweise „der allerbeste Teil“, „der beste Teil“ oder das Bessere“. Richtig müsste es heißen: Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen. Eines aber brauchst du. Maria hat etwas Gutes gewählt. (Wenn es jemanden interessiert, diskutiere ich gern den altgriechischen Text mit Ihnen).

Marta wird nicht ermahnt, weil sie kocht und bedient, sondern weil sie dem eine so hohe Bedeutung beimisst, dass daneben nichts Platz hat. Das ist der Unterschied! Zurückgewiesen wird nicht, dass Marta sich nach Art einer aufmerksamen Hausfrau um das leibliche Wohl von Jesus kümmert, zurückgewiesen wird ihre übertriebene

Betriebsamkeit. „Marta machte sich viel zu schaffen.“ Zu viel zu schaffen. Eine solche übermäßige Sorge soll nicht sein, denn sie kann den Blick auf das verstellen, worauf es ankommt: Das Hören auf das Wort.

Die Geschichte fordert uns auf, neben dem täglich Notwendigen das auch noch Wichtige zu erkennen und dem Innehalten, der Stille, dem Hören Zeit zu geben. Es gibt keine Rangfolge von Hören und Tun, es gibt für beides nur die richtige und die falsche Zeit.

Rudolf Bittmann
Diakon

Vaterunser Gebet

23. Juli 2022
Predigt



Liebe Schwestern, liebe Brüder,

es gibt viele verschiedene Gebetstheorien, Gebetsschulen, Gebetsformen und Gebetszeiten. Die meisten Gebete haben wir Daheim schon als Kinder und Jugendliche praktiziert. Bei mir waren das ein Morgengebet nach dem Aufstehen, bevor ich ins Bad gegangen bin und ein Abendgebet, kurz vor dem Schlafengehen. Bei einigen gibt es ein Tischgebet vor dem Essen, ein Bekreuzen des Brotes vor dem Anschneiden oder einen Segen mit dem Weihwasser vor einer längeren Reise. Neben den privaten Gebetsformen, die unsere persönliche Beziehung zu Gott zum Ausdruck bringen, gibt es natürlich auch das gemeinsame Gebet, das in Formen der Gottesdienste wie Eucharistie, Wortgottesfeier oder als eine thematische Andacht gefeiert wird.

Die liturgischen Texte laden uns heute dazu ein, über das Gebet nachzudenken. Ich möchte es aus dem Aramäischen – also aus der Sprache Jesu – mit Rocco Errico (Das aramäische Vaterunser) deuten. Dort wird das Gebet sinngemäß von „fangen“, „eine Falle stellen“, „einschalten“ oder „einstellen“ abgeleitet.

Man kann also sagen: Das Gebet bedeutet eine Haltung einzunehmen, die uns ermöglicht, die Gedanken Gottes zu fangen, den Gedanken Gottes eine Falle zu stellen, oder den Sender Gottes einzuschalten. Beim Gebet geht es also nicht zuerst darum, Gott die eigene Geschichte mit allen Sorgen und Ängsten zu erzählen, sondern die Gedanken Gottes im Bezug zu meinem Leben einzufangen. Es bedeutet, Gott in meinem Leben einzuschalten und seine Lautstärke so einzustellen, dass ich ihn gut hören kann, mitten in meinem Leben mit allem, was mir Freude, aber auch Sorgen bereitet. Beim Gebet geht es also zuerst nicht um äußere Haltungen, ob ich sitze, stehe, knie oder gehe. Beim Gebet geht es zuerst um die innere Grundhaltung, die uns hilft, Gottes Sendung einzuschalten und dadurch ihm einen entscheidenden Platz im eigenen Leben zu geben.

Aber jetzt zu der Gebetsschule Jesu, zum Vaterunser-Gebet.

Das Vaterunser ist ein besonderes Gebet, nicht nur, weil es von Jesus stammt, sondern weil es in seinem Ausdruck und Aufbau auf Gott ausgerichtet ist, aber den Menschen nicht aus den Augen verliert. Mit dem Wort Vater will Jesus seine Beziehung zu Gott als Vorbild für die Jünger machen. Er selbst lebt mit Gott eine innige Verbindung, Gott ist für ihn kein Entfernter, kein Herrscher der Welt, dem man mit ängstlicher Anbetung begegnet. Gott ist der fürsorgliche und liebende Vater, der seine Kinder vor allem mit Barmherzigkeit und Heil beschenkt. Der Begriff Vater macht auch deutlich, dass für Jesus die neue Gemeinschaft eine Familie ist: Menschen, die füreinander Sorge tragen, weil sie durch Gott verbunden sind.

Der Name Gottes ist heilig, weil er selbst heilig ist. Von Gott geht das Heil aus und er möchte uns Anteil daran geben. Und wenn wir beten: Dein Reich komme, dann hoffen wir auf die Zeit des Friedens und der Gerechtigkeit, die allen Menschen zuteil werden soll. Das Reich Gottes hat mit Macht, mit Gewalt, mit Beherrschung nichts zu tun. Das Reich Gottes ist nicht das Ergebnis der Verhandlungen und nicht eine Kompromisslösung der Einflussreichen. Es ist ein Geschenk Gottes, das man annehmen und im eigenen Leben umsetzen kann, so dass es weitere Kreise zieht.

Die letzten Bitten, die sich auf die Sorge um das tägliche Leben beziehen, möchte ich mit der klassischen Märchenfrage beginnen: Du hast drei Wünsche frei, was möchtest Du gerne haben? Die Antwort ist aus der Sicht Jesu

ganz deutlich. Die Kinder Gottes lechzen nicht nach Reichtum, nicht nach Ruhm und nicht nach einem langen Leben. Die drei Wünsche sind: das Nötige für den Alltag, um nicht in den Sorgen der Welt Gott aus den Augen zu verlieren, die Vergebung der Sünden, damit man als eine versöhnte Gemeinschaft miteinander leben kann und Fernhalten von der Versuchung, die als Beginn jedes Übels, jedes Abfalls vom Glauben gilt.

Liebe Schwestern, liebe Brüder,
das Vaterunser-Gebet ist nicht nur kurz, bündig und auf das Wesentliche ausgerichtet, sondern es verpflichtet. Ich wünsche uns allen, dass wir uns immer als eine Familie Gottes verstehen, die den Menschen hilft, Gott in ihrem Leben zu entdecken. Ich wünsche uns, dass wir nicht nur vom Reich Gottes träumen und darauf warten, sondern dass wir dafür eintreten und aus der liebenden und heilenden Kraft Gottes unser Leben gestalten.

Slawomir Dadas
Pfarrer

Will Jesus Spaltung und Zwietracht?

20. August 2022
Predigt



Vor ein paar Wochen habe ich hier vom Frieden geredet, den Jesus uns so eindringlich, geradezu beschwörend versprochen hat. Seinen Frieden, einen Frieden, wie ihn die Welt nicht geben kann hat er zugesagt.

Und jetzt spricht scheinbar ein völlig anderer Jesus zu uns. Nicht den Frieden will er bringen, sondern das Gegenteil, er will Spaltung und Zwietracht bringen, mitten in unsere Familien, unsere Freundschaften, genau da hinein, wo wir uns eigentlich geborgen fühlen sollten.

Falls das, was uns die Evangelisten hier von Jesus berichten, einfach wörtlich, als Zitat zu verstehen wäre, dann wäre Jesus eine zutiefst gesplante Persönlichkeit. Aber davon kann natürlich keine Rede sein.

Die Schilderung Jesu erinnert mich unmittelbar an Erzählungen meiner Eltern über ihre Zeit als Jugendliche und junge Erwachsene. Nichts war nach dem ersten Weltkrieg mehr normal, alles war von Politik und politischen Weltanschauungen dominiert.

Alle Gruppierungen wurden von ihren Anhängern fanatisch vertreten und bekämpften sich mit allen Mitteln. Die Gräben zogen sich durch die Gesellschaft, durch die Familien und durch die Freundschaften. Für Christen konnte es durchaus gefährlich sein, die Botschaft Jesu in Erinnerung zu bringen und das Recht auf Freiheit der Menschen und auf freies Leben ohne Zwang zu verteidigen.

In der Zeit, in der Lukas sein Evangelium geschrieben hat. 40, 50 Jahre nach dem Tod Jesu, hat sich die Christengemeinde von einer mehr oder weniger kleinen Sekte im Judentum zu einer eigenständigen Religionsbewegung entwickelt. Die Christen erregten Anstoß bei den Juden, genauso wie bei der heidnischen Bevölkerung der Griechen, unter der sich die neue Christenbewegung schnell ausbreitete. Es gab immer mehr Repressalien, auch Verfolgung. Christsein war nicht ungefährlich. So dürften viele der Konfrontation und der Diskussionen müde geworden sein, sie versteckten ihre von Christus gelehrt Überzeugung, versuchten, nicht mehr Anstoß zu erregen und ordneten sich den allgemeinen Ansichten und Gepflogenheiten unter.

In diese Situation hinein richtet Lukas sein Evangelium.

Bei uns heute ist es anders. Wir werden wegen unseres Christ-Seins nicht bedroht oder verfolgt. Unsere Kultur nennt sich christlich, wir leben im christlichen Abendland. Und dennoch wird uns eingetrichtert, unsere Kultur wäre bedroht. Wir müssten uns wehren. Wehren gegen Andersgläubige, Andersfarbige, Anderssprachige – einfach gegen alles andere. Die Methoden in dieser Abwehr sind das Gegenteil von christlich. Christentum ist doch ganz wesentlich geprägt von der Achtung und dem Respekt vor dem Mitmenschen, Geschöpf Gottes, genau wie wir. Das eigene Wohlergehen, der eigene Besitz, auch wenn er nur eingebildet ist, wird über alles gestellt. Wenn wir Christen da widersprechen, dann hagelt es durchaus Anfeindungen, Beleidigungen und Schmähungen. Und so ist die Verlockung groß, so wie damals zur Zeit des Lukas, sich nach den allgemein akzeptierten Ansichten, nach dem Mainstream zu richten, lieber den Mund halten als eine Auseinandersetzung zu riskieren.

Erinnern Sie sich an den Anfang des Evangeliums? Das Feuer, das Jesus auf die Erde geworfen hat, dieses Feuer des Heiligen Geistes, es möge wieder mehr aufflackern und zu brennen beginnen in uns, uns Mut machen zu widersprechen.

Sollen sie uns doch naive Gutmenschen nennen.

Rudolf Bittmann
Diakon

Türen sind Orte der Unterscheidung

24. August 2022
Predigt



Liebe Geschwister im Glauben,
die heutigen Textstellen der Bibel haben es in sich.

Drei Aspekte aus dem Evangelium werde ich in meinen Predigtgedanken heute aufgreifen:

1. Die Letzten und die Ersten
2. Die enge Türe
3. Die verschlossene Türe

Ad 1)

Beginnen werde ich beim Ende der heutigen Evangelien-Stelle: „Letzte werden Erste sein“. Das widerspricht ganz grundlegend unserer Alltags-Logik. Gerade bei Konzerten habe auch ich mich schon stundenlang vorher angestellt, um nach den Warteschlangen vor den engen Eingangskontrollstellen einen der begehrten First-Row-Plätze – also ganz vorne, erste Reihe zu ergattern. Dort gilt: Die Ersten werden die Ersten sein.

Erlebnisorientierter Ansatz

Mit einer Gruppe aus Firmlingen habe ich das bei einer Radrundfahrt durchs Dekanat einmal umgedreht. Da waren Jugendliche dabei mit Rennrädern und solche, die nur selten ihr Fahrrad aus der Garage hervorgeholt haben, sportlich Durchtrainierte und solche, denen das Hüftgold unverkennbar das Vorankommen schwer gemacht hat. Von Pfarre zu Pfarre sind wir im sehr hügeligen Dekanat Gaspoltshofen geradelt, von Kirche zu Kirche und haben jeweils eine kurze Andacht gehalten. Bei einer Etappe habe ich die heutige Bibelstelle vorgelesen und dann verfügt, dass wir die Reihenfolge der Ankunft zu diesem Punkt für die Weiterfahrt auf den Kopf stellen werden. Bei der nächsten Haltstelle haben wir uns dann darüber ausgetauscht: über die Antreiber unter uns, über das Zusammenwarten und die Rücksichtnahme aufeinander und den Respekt vor der individuellen Leistungsfähigkeit und den Begrenzungen und auch darüber, was Jesus damit wohl gemeint haben könnte. Deutlich wurde, dass Gottes Handeln nicht in menschlichen Maßstäben geschieht. Gerade diese Übung öffnet den Gesprächsraum ganz weit, weil jede*r auf seine oder ihre Art davon betroffen ist. Probieren Sie das gerne auch mal in einer Gruppe aus ?.

Ad 2)

Wozu uns Jesus auffordert im Hinblick auf das Ende der Zeiten, dass ist: nicht lasch zu werden, uns nicht auszuruhen auf bereits vermeintlich erreichten Verdiensten. Christsein, das heißt nicht: ich habe eh schon so viel geleistet – mein Guthabenkonto ist gut gefüllt. Christsein ist eine ständige und bleibende Herausforderung, um durch das enge Tor zu kommen, von dem Jesus spricht. „*Bemüht euch mit allen Kräften*“ (Lk 13,24a) – das genaue WIE wird hier nicht weiter ausgeführt, aber es lässt sich aus dem Leben Jesu und seinen Gleichnissen ableiten, aus den Werken der Barmherzigkeit, aus den Anweisungen z.B. der Bergpredigt.

Breite Tore und enge Türen

Nun ist es so, das habe ich nachgeschlagen, dass bei den breiten Stadttoren die zur Zeit Jesu und bis ins Mittelalter tagsüber offen war, für die spät – also nach Torschluss – kommenden Händler oder Heimkehrenden es nur mehr eine kleine Nebentüre (an der wohl auch die Identität kontrolliert wurde) gab. Wenn das breite Tor verschlossen war, da half auch kein Klopfen mehr oder ein „Sesam öffne dich“ oder sonstige magische Worte. Wenn die Stunde des Torschlusses erreicht war, dann war hier für diesen Abend und diese Nacht zu. Nur mehr der kleine Nebeneingang – eine Schlupfporte – blieb übrig und es ist nicht gewiss, dass alle durchgekommen sind.

Keine elitäre Gruppe

Jesus, der von sich selber sagt, dass er die Tür zum Leben ist (vgl. *Johannes 10,7-10*), ist es aus meiner Sicht aber auch nicht um ein elitäres Grüppchen gegangen – eine kleine Schar von ultramotivierten Christ*innen, einen exklusiven Kreis derer, die alles richtig machen, um am Ende dann Erlösung zu finden und das Leben in Fülle zu haben. Sondern es ging ihm darum, zu mahnen, dass wir uns nicht selbstzufrieden in Couch sinken lassen sollen, nicht überheblich auf andere herabblicken sollen, nicht schon glauben, alles erreicht zu haben. Erinnert mich auch an das Bild mit dem Kamel und dem Nadelöhr das sich damit beschäftigt ob ein Reicher gerettet werden kann (Man findet diese Bild in drei der vier Evangelien (Mk 10,25, Mt 19,24, Lk 18,25).

Aus allen vier Himmelsrichtungen

Und die, die durch die Türe kommen, sie kommen aus allen vier Himmelsrichtungen, das deutet auf das umfangreiche Einzugsgebiet hin. Schon in der Lesung aus dem Buch Jesaja haben wir gehört, dass Gott Menschen aus allen Nationen erreichen will, bis an die entlegensten Enden der Erde (*Jes, 66,20*) und dass Gott sich ihnen zeigen wird. Und in der Vision in der Offenbarung des Johannes (einige Passagen daraus sind am Fresko hinter dem Altar unserer Pfarrkirche abgebildet) heißt es, dass es unzählbar viele sind:

„Danach sah ich: eine große Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen; niemand konnte sie zählen. Sie standen in weißen Gewändern vor dem Thron und vor dem Lamm und trugen Palmzweige in den Händen. Sie riefen mit lauter Stimme: Die Rettung kommt von unserem Gott, der auf dem Thron sitzt, und von dem Lamm.“ (Offenbarung 7,9-10).

Die Vielen kommen durch und dennoch ist die die Pforte eng. Wie kann das sein? *

Vielleicht will Jesus uns damit konfrontieren, dass wir so, wie wir handeln oder was wir unterlassen auch scheitern könnten. Alleine die Möglichkeit vor Augen geführt zu bekommen, dass es nicht reichen könnte, rüttelt schon auf und steht für mich nicht im Gegensatz zu bedingungslosen Barmherzigkeit Gottes. Schon in der Bibelstelle mit dem Nadelöhr heißt es auf die Frage „Wer kann dann gerettet werden?“: Für Gott ist nichts unmöglich (vgl. Mt 19,26; Für Gott ist nichts unmöglich schon/auch in vgl. Lk 1,36)

Ad 3)**

Türen sind Orte der Unterscheidung – zwischen dem Drinnen und dem Draußen.

Mit Türen machen wir im Alltag unterschiedliche Erfahrungen. Da gibt es Eingangs – und Ausganstüren, Haustüren, Geschäftstüren, Portale, Geheimtüren, Drehtüren und Falltüren. Es gibt Tage der offenen Türen und es gibt Türen die ein für alle mal verschlossen bleiben:

Mir sind verschlossene Türen im unspektakulären Sinn auch schon mehrfach passiert: Gerade noch rechtzeitig auf den Bahnsteig gehastet, der Zug steht noch in der Station. Die Türen schließen sich. Meine Hand geht an den Griff an der Zugtüre, aber nichts geht mehr auf und langsam setzt sich abfahrend der Zug in Bewegung. „Zu spät“ – so tönt es uns auch aus dem Evangelium entgegen. Wo begegnet uns das noch in unserem Leben?

Die Türe ist ins Schloss gefallen

Es ist belastend, dass wir manche Fehler nicht wieder rückgängig machen können, dass manche Entschuldigungen nicht mehr ankommen, dass manches Aufschieben dazu geführt hat, dass eine Türe ins Schloss gefallen ist und uns nicht mehr einlässt – zum Beispiel weil eine Lebenszeit zu Ende gegangen ist. Und wir hatten permanent den Modus „im Moment zu viel um die Ohren“ gelebt oder es war uns unangenehm, wir haben manchmal Menschen auf ein Abstellgleis geschoben, jetzt hat sich leider das mögliche Zeitfenster geschlossen und wir müssen nun feststellen: „rien ne va plus“ – nichts geht mehr. Kann sein, dass uns Menschen dann nicht mehr hören wollen oder uns nicht mehr erkennen und dass eine Beziehung abgebrochen ist. Wenn die Türe zu bleibt, dann hat das nicht selten eine lange Vorgeschichte.

Impuls zum persönlichen Handeln

Wie können wir das „bemüht euch nach allen Kräften“ hier verstehen? Ich habe für mich beschlossen in der kommenden Woche eine dieser unangenehmen, aufgeschobenen Begegnungen nachzuholen, mich ganz bewusst darauf einzulassen und mich auch mit der von mir verschuldeten Verspätung auseinanderzusetzen. Vielleicht gibt es in Ihrem Leben ja auch so eine Gelegenheit, die schon viel zu lange darauf wartet, angegangen zu werden, wo die Türe noch zumindest einen Spalt geöffnet ist.

So ermutige ich uns – nutzen wir die Chance, solange die Türe noch offen steht. **Amen.**

Christoph Burgstaller
Pastoralassistent

Dankbar am Boden bleiben

25. Oktober 2022
Predigt



Haben Sie schon einmal einen Redner erlebt, der beim Reden immer darüber nachdenkt, wie er auf andere wirkt? Konnten Sie seiner Rede folgen? Oder haben Sie mehr darüber nachgedacht, dass sich die Person zu wichtig nimmt?

Oder haben Sie schon einmal einen Musiker spielen gehört, der beim Musizieren hauptsächlich an seinen Erfolg denkt? Welche Empfindungen löst das bei mir aus?

Vielleicht ergeht es Ihnen bei solchen Erfahrungen wie mir. Ich denke mir immer: schade. Er / sie ist nicht so überzeugend, denn es geht ihm/ihr nicht um die Sache selbst Es wird deutlich, dass er oder sie mit sich selbst beschäftigt ist.

Ich kann das besser als er! Solche Vergleiche stellen natürlich bereits kleine Kinder an, in der Schule lernen wir ausführlich, wie wir uns leistungsmäßig einordnen, unsere Werbung, politische Sendungen, Sport leben von Rankings, Vergleichen, Wettkämpfen. Das hat auch positive Seiten, wir werden leistungsfähig, wir entwickeln Selbstbewusstsein. Ohne den Spiegel, den uns andere Menschen vorhalten, können wir uns nicht entwickeln, weil wir kein Ziel vor Augen haben. Man kann sagen, am Du werde ich zum Ich.

Sich zu vergleichen hat aber auch eine Kehrseite, nämlich dann, wenn wir anfangen uns selbst und andere zu bewerten. Wer immer bewertet, kommt zwangsläufig unter Druck. Selbstzweifel und Unsicherheiten können Begleiterscheinungen sein, wenn wir ständig das Gefühl haben müssen, dass wir anderen zeigen müssen, wie schön, klug, interessant oder beliebt wir sind. Heute ist das nicht zuletzt durch die sozialen Medien wie Facebook, Instagram, Snapchat oder TikTok zu einem Generalthema geworden. Früher hat man sich mit den Freunden und Freundinnen verglichen, heute mit der ganzen Welt. Dass dies unglaublichen Druck auf Menschen ausübt, wird in vielen Zusammenhängen deutlich. Die ständige Bewertung, das unausgesetzte Vergleichen trennt uns davon, einfach glücklich sein zu können. Noch problematischer wird es, wenn wir uns an dem aufbauen, dass wir andere geringschätzen. Wir vergiften damit die Beziehung zu anderen.

Hochmut, Arroganz, Selbstüberschätzung sind Haltungen, die wir heute oft beobachten können, die aber genauso zur Zeit Jesu eine Rolle spielten. In dem Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner wird der Hochmut, der mit der Geringschätzung anderer einhergeht, zum Thema gemacht.

Am Anfang des biblischen Textes wird vorausgeschickt, wem Jesus dieses Gleichnis erzählt, da heißt es: er aber sagte zu einigen, die sich anmaßen, fromm zu sein und die verachteten die anderen dies Gleichnis. Jesus wendet sich mit seiner Belehrung an die Hochmütigen.

Er zeigt ihnen am Beispiel des Pharisäers, also eines Gelehrten, eines Theologen, eine problematische Selbstwahrnehmung auf. Der Pharisäer betet zu Gott, danke, dass ich nicht so schlecht bin wie die anderen. Ich mache das und das, ich faste, ich spende, gut, dass ich nicht so bin wie der dort drüben, der Zöllner. Der Pharisäer kreist gedanklich um sich selbst.

Der Zöllner, damals als eine unwürdige Person betrachtet, weil Zöllner die Steuern für die Römer eintraben, (oft wird in der Bibel Zöllner mit Sünder gleichgesetzt), der Zöllner aber betet anders. Er wendet sich an Gott und bittet „sei mir Sünder gnädig“. Seine Selbstwahrnehmung führt ihn in einen Dialog mit Gott, in ein echtes Gebet.

Das Gleichnis verdeutlicht zwei Haltungen: Hochmut und Demut.

Hochmut, lateinisch „superbia“ wird heute oft mit dem Begriff Arroganz beschrieben, ist die Haltung, die nicht umsonst bereits in der mittelalterlichen Sündenlehre als hoch problematisch gesehen wurde. Neben Geiz oder Neid oder Zorn hat der Hochmut eine besondere Problematik: er befällt alle, die sonst das meiste im Leben gut oder sogar sehr gut gemacht haben und machen. Gefährdet sind jene, die sich immer bemüht haben und immer bemühen, die Tüchtigen, die Erfolgreichen, diejenigen, die immer nach Selbstoptimierung gestrebt haben, die Guten.

Dem Hochmut entgegengesetzt ist der Begriff „Demut“. Dieser Begriff klingt für uns heute recht altfaderisch, ist aber sehr wertvoll. Wir müssen ihn ein bisschen übersetzen, um seine Bedeutung zu erfassen. Im mhd. Wort „Demut“ stecken die Begriffe „dienen“ und „Mut“. Demut, das Gegenteil von Hochmut, besteht nicht, wie oft gemeint wird, darin, sich geringer als die anderen zu fühlen. Demut bedeutet vielmehr sich von der Vorstellung der eigenen Wichtigkeit befreien.

Tun wir das nicht, so schaden wir anderen und uns selbst. Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden; wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden, so heißt es im Bibeltext.

Das Evangelium, das Jesus verkündet, möchte uns verdeutlichen, wie wir glücklich werden können, es zielt auf das Reich Gottes. Kranke werden gesund, Hungernde werden satt, Trauernde werden getröstet. Es geht um nichts weniger als das Lebensglück des einzelnen Menschen und der Menschheit, um das gute Leben, hier und heute. Dieses ist nur erreichbar, wenn wir unsere Wahrnehmung dafür schärfen, wie wir miteinander vor den Augen Gottes leben können.

Wir alle sind Beziehungsmenschen, als solche stehen wir in einer dreifachen Beziehung:

- Wir stehen in Beziehung zu anderen Menschen,
- in Beziehung zu uns selbst
- und in Beziehung zu Gott.

Aus der Haltung des Hochmutes (der Pharisäer) ergeben sich Verhaltensweisen, die auf allen drei Beziehungsebenen schaden:

- Gegenüber mir selbst schadet Hochmut, weil ich mich selbst überschätze, mir zum Beispiel dadurch schade, dass ich mich überfordere.
- Gegenüber anderen schadet Hochmut, weil ich zu ihnen auf Distanz gehe. Indem ich sie kleinmache, entferne ich mich gefühlsmäßig, bin ich nicht empathisch. Die anderen werden mir gleichgültig.
- Gegenüber Gott schadet Hochmut, weil ich keine Grenzen anerkenne. Natur, Umwelt, Bedingungen des Lebens werden ignoriert, ich bediene mich daran und zerstöre dadurch meine Lebensgrundlagen.

Auf den drei Beziehungsebenen wirkt sich eine demütige Haltung ganz anders aus:

Sich selbst gegenüber demütig sein kann bedeuten, am Boden zu bleiben, sich selbst gut zu spüren, zu wissen, was man sich zutrauen kann. Meine Fehler erkennen und eingestehen (der Zöllner) kann mich frei machen und mir Neuanfang ermöglichen.

Anderen gegenüber demütig zu sein kann heißen, anderen auf Augenhöhe zu begegnen, sie grundsätzlich wertzuschätzen, sie in ihrer Würde wahrzunehmen.

Auf der Ebene der Gottesbeziehung schließlich zeigt sich Demut in einer Haltung der Dankbarkeit. Mich Gott zu verdanken heißt, meine Grenzen als Mensch anerkennen, nicht mit ihnen hadern, sondern sie dankbar annehmen, mich versöhnen und einverstanden sein mit dem, was ist.

Wir können uns heute im Anschluss an dieses Gleichnis fragen, was christliche Gesellschaft und Lebensweise heute glaubwürdig und auch anziehend für andere macht.

Die Haltung der Demut lässt anderen Platz zum Leben. Ein realistischer Blick auf mich selbst hilft allen weiter. Entscheidend ist letztlich das Einsehen, dass es nicht darum geht, dass ich perfekt und optimal werde, sondern darum, mir bewusst zu sein, dass ich Mensch bin unter Menschen, und mein Dasein Gott verdanke.

Der Benediktinerpater David Steindl-Rast hat seiner Biographie den Titel: „*Ich bin durch dich so ich*“ gegeben. Den titelgebenden Satz „Ich bin durch Dich so ich“ entnahm Steindl-Rast einem Liebesgedicht des US-amerikanischen Poeten Edward Estlin Cummings. D. Steindl-Rast bezieht diese Aussage auf Gott: „Ich bin durch dich (Gott) so ich“.

Erst durch das bewusste Anerkennen eines göttlichen Du, kann ich ich sein. Jenseits von Optimierung und Selbstsucht kann der Mensch, der sich Gott verdankt, in Dankbarkeit sein Leben leben. Er muss sich nicht immer profilieren und mit anderen vergleichen. Er darf einfach sein und lässt andere sein.

Predigt am Samstag, 22.20 und Sonntag, 23.10.2022

Bibelstellen: Lk 18, 9-14 und 2 Tim 4,6-8.16-18, Sir 35,15b-17.20-22a

Predigt: MMag. Iris Gumpenberger

Trauererfahrung

4. November 2022
Predigt



Liebe Geschwister im Glauben!

In den Predigtgedanken werde ich heute kurz auf die zwei Schriftstellen eingehen und abschließend eine sehr persönliche Verarbeitung einer Trauererfahrung erzählen.

Das ewige Leben nach dem irdischen Tod ist eine ganz grundlegende Hoffnung für uns Christ*innen. Die noch junge frühchristliche Gemeinde im heutigen **Thessaloniki** sieht sich diesbezüglich mit einem besonderen Thema konfrontiert – der Naherwartung des Kommens des Reiches Gottes, der Wiederkunft des verherrlichten Christus am Ende der Weltzeit – aus dem Griechischen „**Parusie**“. Paulus ging davon aus, dass Jesus noch zu seinen Lebzeiten wiederkommen und sein ewiges Reich begründen würde. So deutlich spricht er das im Vers 15 im vierten Kapitel des ersten Briefes an die Gemeinde in Theassalonich an. Denn Jesus hat mehrfach von Warten und vom Wachsein in seinen Gleichnissen erzählt – Hinweise sind z.B. im Gleichnis der von dem treuen Hausverwalter in?Matthäus 24,45.46 (... wenn er kommt) oder Gleichnis von den zehn? Jungfrauen in?Matthäus 25,1–13. Die Gläubigen in Thessalonich erwarten demnach auch die Wiederkunft Christi noch zu Lebzeiten, nicht ihren eigenen Tod. Nun stellte sich die Frage, angesichts des Sterbens einiger Gemeindemitglieder, wie es denen ergehen wird, die zwischenzeitlich gestorben sind. Paulus stellt klar: es wird keinen Unterschied zwischen den dann noch Lebenden und den Toten geben – es wird zur Begegnung mit dem Herrn kommen und zur Gemeinschaft mit ihm.

Im **Johannesevangelium** begegnet uns in seiner Dynamik ein Teil eines beeindruckenden Textes rund um Lazarus – es ist das siebte Zeichen, von dem der Evangelist Johannes berichtet, wir haben daraus den mittleren Teil gehört: Vorab ist Jesus nicht in Judäa, er bekommt eine Nachricht von den Schwestern Marta und Maria, dass sein Freund Lazarus krank ist. Heute wäre das wahrscheinlich eine Nachricht in einem Messenger-Dienst am Smartphone, das ging damals klarerweise noch nicht.

Interessant ist: Jesus bricht aber nicht sofort auf, er bleibt zwei Tage, als würde er noch etwas abwarten wollen. Es entspannt sich ein Gespräch mit den Jüngern, in dem deutlich wird, dass es für Jesus gefährvoll ist, wieder nach Judäa zurückzukehren. Und Jesus deutet ein besonderes Zeichen an. Hier steigen wir in das heute gehörte Evangelium ein:

Jesus kommt nach Bethanien, wo die Geschwister wohnen. Lazarus sein Freund ist in der Zwischenzeit gestorben, Marta geht aus der Trauergemeinschaft Jesus vors Dorf entgegen und es entwickelt sich ein Dialog. Ihre erste Aussage hört sich wie ein Vorwurf an: „Wärst du hier gewesen, dann ...“ und ich lese im weiteren eine Bitte/Aufforderung heraus: „Alles, worum du Gott bittest, wird Gott dir geben.“

Jesus verweist auf die Auferstehung und Marta bezeugt, dass sie daran glaubt. Und dann spricht Jesus eine unserer grundlegenden Glaubensthemen an: **Ich bin die Auferstehung und das Leben**. Aus heutiger Sicht – in der Retrospektive -wissen wir wie es ausgeht – Jesus wird selber sterben und auferstehen. Und: Jesus wird davor den Lazarus, von dem es vor der Öffnung des Grabes heißt „Er riecht schon, er ist schon vier Tage tot“, ins Leben zurückholen – für ihn ist nichts unmöglich und viele kamen damals zum Glauben. Die Konsequenz aus der Erweckung

des Lazarus ist, dass der Hohe Rat sich entschließt, Jesus zu töten (vgl. Johannes 11,53). Jesus von Nazareth hatte beeindruckend eine Tür aufgestoßen, die den religiös Mächtigen zu weit ging und ihnen gefährlich wurde.

Schließen will ich die Predigtgedanken mit drei Strophen eines mehrstrophigen Liedes, das ich in der Mittagspause eines langen Zivildiensttages mit 19 Jahren in Mundart geschrieben habe. Zum Hintergrund: meine ehemalige Klassenkollegin Ursula Harrant ist noch während meiner Zeit im Gymnasium plötzlich beim Turnen verstorben, die Basketballerin hatte eine Herzschwäche, wie uns berichtet wurde. Am Tag ihres Begräbnisses hatte ich es aufgrund einer Unaufmerksamkeit bei der morgendlichen Bekleidungswahl – ausgewaschene Jeans und Turnschuhe – nicht übers Herz gebracht, mit den Klassenkolleg*innen zum Friedhof zu gehen. Dieses verabsäumte Ritual hat mir das Abschied nehmen schwer gemacht und ich habe mir selber lange Vorwürfe gemacht, nicht am Begräbnis teilgenommen zu haben. Jahre später ist es mir mit diesen Zeilen dann plötzlich geglückt:

„Irgendwo da drauß´d bist du,
irgendwo, vielleicht ganz weit furt
kann ma net vorstön, wie´s da geht
und wie dir des weiße Gwandl steht.

Wie i gheart hab, was passiert ist,
ist aus meine Augen ka Träne kumma
aber trotzdem hab i´ g´spiat
wie weh des tuat, wann ma wen verliert.

- Zwischenspiel

Die Gedanken drahn si´ weida
jedes Lächeln, jeder Blick,
jede Geste is´ nu da,
i denk an di, Ursula“

Anknüpfend an meine eigene Erfahrung, ist mir wichtig geworden die Dinge benennen zu können, sie in Sprache zu Formen, das hilft mir beim Trauern.

Uns wünsche ich, dass wir uns im Leben immer wieder bewusst werden, dass wir endlich sind, dass der aktuelle Tag vielleicht der letzte ist, den wir noch erleben dürfen. Mögen wir unsere Tage in diesem Bewusstsein gestalten und passende Wege finden, uns von Sterbenden zu verabschieden, soweit uns das möglich ist und das Andenken an die Verstorbenen gut zu wahren.
Amen.



Predigt und Fotos:
Christoph Burgstaller

Sternstunden wahrnehmen

28. November 2022
Predigt



Den Advent haben wir heuer in unserer Pfarre Wels Hl. Familie unter das Motto „Sternstunden“ gestellt. Jeden Sonntag werden wir aus einer anderen Perspektive dem Thema nähern. Heute beginne ich mit der Überschrift **„Sternstunden WAHRNEHMEN“**.

Was macht eigentlich eine Sternstunde zu einer Sternstunde?

Es ist ein besonderer Moment in der Geschichte eines Menschen oder der Menschheit insgesamt.

Sternstunden für uns Christ*innen

Ganz sicher zählen dazu für uns Christ*innen die Geburt Jesu – als Menschwerdung Gottes und die Auferstehung Jesu nach dem Tod. Und interessanterweise geschieht beides in Abgeschiedenheit, zuerst für viele fast unbemerkt – ich denke an den Stall in Betlehem, auch wenn der Moment für die, die dabei waren, beeindruckend gewesen sein muss.

Heute haben wir im 24. Kapitel des Matthäus-Evangeliums gehört, dass Jesus uns eindringlich Wachsamkeit auffordert. In den Jugendgebetszeiten von Bischof Ludwig in der Krypta des Linzer Mariendoms war vor einigen Jahren das einer seiner gerne und mehrfach verwendeten Sätze: „Seid wachsam, denn ihr wisst nicht, den Tag und ihr wisst nicht die Stunde, zu der der Herr kommt“ (vgl. Mt 24,36 und auch Mt 24,44).

Zur Einordnung der Stelle im Evangelium

Die heutige gehörte Stelle aus der Frohen Botschaft befindet sich im Rahmen von endzeitlichen Gedanken, die Jesus seinen Jüngern am Ölberg in Jerusalem mitteilt (Mt 24, 2-36), in denen er das Wiederkommen des Menschensohnes beschreibt – die Sonne verfinstert sich, Sterne fallen vom Himmel ... anschließend folgen einige Gleichnisse und die berühmte Gerichtsrede, in der er darauf verweist, dass wir an unseren Taten gemessen werden, was wir unserem geringsten Mitmenschen getan oder nicht getan haben. Dies verdichtet sich bis hin zu Passion, dem Kreuzestod und anschließend zur Erweckung Jesu.

Jesus nimmt in seiner Rede an die Jünger auf Noah Bezug und auf die Zeit vor der Sintflut und die dortige Ahnungslosigkeit der Menschen vom richtigen Zeitpunkt und wem es wie ergehen wird. Die Frage nach dem richtigen Zeitpunkt führt mich zu Meister Eckehart, dem thüringischen Dominikaner, Philosophen und Theologen, der im Spätmittelalter lebte (1260 – 1328). Von ihm ist der Spruch sinngemäß überliefert:

„Der wichtigste Augenblick im Leben ist der jetzige.

Der wichtigste Mensch im Leben ist der, mit dem du es gerade zu tun hast.

Das wichtigste Werk im Leben ist die Liebe.“

Aus dieser Haltung können Sternstunden entstehen.

Fragen zu den je persönlichen Sternstunden

Und wenn wir über unsere eigenen Sternstundennachdenken:

- Wie war es da jeweils für euch?
- Welche Zeiten in unserem Leben würden wir als Sternstunden bezeichnen?
- Besondere Glücksmomente?
- Augenblicke, in denen wir Erfolge erleben durften?
- Berührende Begegnungen?
- Epochale Ereignisse?
- Momente der erfüllten Stille?
- Was hat es ausgemacht, dass das Sternstunden für euch waren?
- Waren alle geplant? So wie offensichtliche Sternstunden z.B. die Hochzeit oder die Geburt der Kinder?

Meine sehr persönliche Sternstunde

Eine meiner persönlichen Sternstunden habe 2019 ich bei einer Solo-Überquerung des Toten Gebirges im Sommer (auf der Schitourenstrecke, von der mir viele Abgeraten haben) ganz alleine von Bad Mitterndorf Bahnhof über das Hochplateau nach Hinterstoder erlebt. Seit langem war das ein Tag, an dem ich 24 Stunden lang keinen Menschen getroffen hatte, ganz alleine war.

Beeindruckende schroffe Bergformationen, blühendes Grün, eine Quelle unterhalb des Großen Tragl, die mich mit frischem Wasser versorgt hat. Hohe Anstrengung nach 14 Stunden Wanderung an dem Tag, weil ich wie immer zu viel Gepäck mitgenommen und unfreiwillig aufgrund einer Unachtsamkeit in der Orientierung einen Umweg genommen hatte. Fix und fertig bin ich eingeschlafen an dem Tag. Als ich vom Harndrang getrieben in der Nacht im Schatten der Spitzmauer aus meinem Zelt herausgetreten bin, in eine sternenklare Nacht, da waren kaum Lichtverschmutzung und vor allem keine Geräusche, kein Tier, kein herabfallender Felsbrocken, kein Mensch. Ich kann mich nicht erinnern in einem anderen Moment meines Lebens eine derartig erfüllte Stille erlebt zu haben.

Wie lange ich dort staunend und tief berührt gestanden bin, kann ich nicht mehr sagen.

Im Geschenk der Situation habe ich den Blick nach oben zu den Sternen gerichtet, meine Winzigkeit als Mensch verspürt und gleichzeitig die Größe der Schöpfung und gefühlt minutenlang einfach nur wahrgenommen, dass ich darin eingebettet bin – die Kühle der Luft, die Windstille, das Schlagen meines eigenen Herzens und ich habe eine unendliche Dankbarkeit verspürt, dass ich sein darf, als Mensch.

Als ältestes überlebendes Kind meiner Eltern, weil deren erstes Kind nicht lebend geboren werden konnte. Vielleicht wäre ich gar nicht zur Welt gekommen, wenn mein etwas mehr als ein Jahr älterer Bruder lebend geboren wäre – wer weiß das schon. Aber ich stehe heute Morgen hier vor euch.

In diesem Moment habe ich Gottes „Ich bin da. Ich bin bei dir in jeder Stunde deines Lebens. Ich setze auf dich“ gespürt.

So fühle ich mich auch heute immer wieder in den Dienst gerufen als Bote von Gottes Liebe und Barmherzigkeit. Gott schreibt eine einzigartige Geschichte mit jedem/jeder einzelnen von uns und gibt uns immer wieder Zeichen seiner Gegenwart – wir müssen sie nur spüren wollen.

Manchmal sind es die leisen Ereignisse

Warum ich das erzähle? Es sind nicht immer die gewaltigen Erlebnisse, manchmal sind es ganz leise Ereignisse, die für uns zu Sternstunden werden. Ungeplant, unverhofft und so beeindruckend, dass wir sie unser Leben lang wieder in Erinnerung rufen können.

Sternstunden wahrnehmen, das lässt mich mit Blick auf das heutige Evangelium für die kommende ersten Adventwoche eine Achtsamkeit an den Tag legen. In den kommenden sieben Tagen will ich wachsam und hellhörig, aufmerksam und achtsam sein, um die spürbaren Berührungen Gottes in meinem Leben bewusst wahrzunehmen. Und jeden Tag am Abend, will ich die erste Kerze am Adventkranz anzünden, Adventlieder singen, schweigen und nachdenken darüber, was mich an diesem Tag zur Dankbarkeit führt. Die lauten und die leisen Sternstunden in meinem Lebensalltag benennen und die im Familienkreis austauschen.

Uns allen wünsche ich einen guten Einstieg in die Adventszeit!



Predigt und Fotos:

Christoph Burgstaller

(Pastoralassistent Pfarre Wels Hl. Familie und Jugendseelsorger im Dekanat Wels)

Sternstunden abwarten

11. Dezember 2022
Predigt



Liebe Schwestern, liebe Brüder,

Sie kennen den Brauch, dass man vor dem Geburtstag nicht gratuliert. Man wartet geduldig oder ungeduldig bis zu dem Festtag, um dann dem Geburtstagskind ein Ständchen zu singen und die Glückwünsche zu überbringen. Diese Tatsache beruht im deutschsprachigen Raum auf dem Aberglauben, dass böse Geister dazu beitragen könnten, dass die Wünsche, die zu bald ausgesprochen werden, nicht in Erfüllung gehen. Für mich ist das Warten und Erwarten können ein Teil der positiven Spannung und der Vorfreude vor einem besonderen Ereignis.

Auf der anderen Seite bemüht sich die Wirtschaft, im Sinne, wer der erste ist, der verdient am meisten, vieles vorwegzunehmen. Den Schoko-Nikolaus kann man schon Anfang November kaufen, die Adventmärkte öffnen in der Regel bereits eine Woche vor dem Advent, und der süße Osterhase hüpfte durch die Regale der Geschäfte schon bald, nach dem das Christkind abgezogen ist.

Es ist keine Seltenheit, dass einige Menschen den Advent sehr intensiv ausleben und dann zu Weihnachten feststellen, dass sie keine Lust mehr auf Glitzer, Lichter und Christbäume haben, und keine „Weihnachtsschlager“ mehr hören können. Dass in solchen Situationen das Weihnachtsfest nur noch mit Frust verbunden ist, verwundert mich nicht, weil der Zauber des Festes durch ein paar „Firmenweihnachtsfeiern“, durch ein paar Punsch auf Christkindelmärkten und durch Jingle Bells bei der Besorgung der Geschenke verwässert wurde.

Der Zauber eines Festes kann nur dann erfahren werden, wenn man auch bereit ist, das Fest abzuwarten, es mit Geduld und Freude kommen zu lassen – es werden zu lassen. Der Schlüssel zu einem besonderen Genuss eines Festes ist die Sehnsucht danach, der man einen Raum geben muss; Sehnsucht, von der man sich durch Konsum nicht ablenken darf, Sehnsucht, die durchs Zudröhnen aus unserem Blick verschwindet, die verschüttet werden kann.

Die heutigen biblischen Texte sprechen genau dieses Thema an. Der Prophet Jesaja bringt die große Sehnsucht nach der Gerechtigkeit Gottes, nach seinem Heil, das im alltäglichen Leben spürbar werden sollte, zum Ausdruck. Er macht den Menschen Mut, ihre Träume von einer blühenden Wüste, von Freude und Jubel nicht zu verwerfen, sondern sie wach zu halten, daran zu glauben, dass mit Gott alles möglich ist.

Johannes der Täufer schickt seine Jünger zu Jesus und will wissen, ob sich in ihm die Sehnsucht des Volkes erfüllt, ob Jesus der Gesandte Gottes ist, der den Weg zum Frieden und zum Heil zeigt. Jesus antwortet darauf mit dem Hinweis auf die sichtbaren Zeichen: weil die Blinden sehen, die Aussätzigen reinwerden, die Armen Anteil an der Frohen Botschaft haben, darum ist er der Gesandte Gottes. In Jesus hat sich die Erwartung nach dem Kommen des Erlösers erfüllt, weil er den Weg der Gerechtigkeit gegangen ist und die Menschen mit einer neuen und dauerhaften Hoffnung erfüllt hat. Jesus ist für viele die Sternstunde ihres Lebens geworden, weil in ihrem Leben durch ihn das Heil Gottes Realität wurde.

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

wenn Sie Sternstunden erleben wollen, dann müssen Sie sich Ihrer Sehnsucht stellen. Denn die Sehnsucht macht uns bewusst, dass in unserm Leben vieles unvollkommen und unvollständig ist, aber sie lässt uns vom Vollkommenen träumen. Sie ruft Fantasien hervor, wie eine neue, heilvollere Realität aussehen könnte und weckt in

uns positive Kräfte, um ihr näher zu kommen. Sie richtet unseren Blick nach vorne und hilft uns, die Gegenwart als einen Zwischenschritt in eine bessere Zukunft zu sehen.

Ja, die Sehnsucht ist die Voraussetzung aller Sternstunden des Lebens und des Glaubens, dadurch, dass sie uns lehrt, die Sternstunden zu Er-Warten, sie werden zu lassen, in Schwierigkeiten den Mut nicht zu verlieren, nicht zu verzweifeln, sondern an uns selbst und an unsere Träume zu glauben.

Ich wünsche uns allen, dass wir nicht meinen, alles vorweg nehmen zu müssen, um ein wenig Freude im Leben zu erfahren, sondern dass wir bereit sind, die Sternstunden abzuwarten, die mit sich den Glanz zum richtigen Zeitpunkt bringen. Ich wünsche uns, dass wir unseren Träumen und unseren Sehnsüchten also den Wegweisern zu Glücksmomenten folgen. Ich wünsche uns, dass wir viele nette Erfahrungen, die in unseren Alltag ein wenig Licht bringen, nicht mit den Sternstunden verwechseln, die man erwarten und werden lassen muss, um sich an ihrem Glanz zu erfreuen.

Slawomir Dadas
Pfarrer

Glaubensimmunsystem braucht Pflege!

25. Dezember 2022
Predigt



Liebe Schwestern, liebe Brüder,
in den letzten Wochen häufen sich Erkältungen, grippale Infekte oder auch die echte Grippe. Vermehrt werden Menschen krank und sie suchen die Ursache dafür. In den sozialen Netzwerken wurde dafür schon eine Schuldige gefunden: die Maske. Zwei Jahre Maskentragen hätten unser Immunsystem geschwächt und jetzt holen wir vieles nach. Aus Sicht vieler Fachleute sind solche Schlüsse falsch. Ein entwickeltes Immunsystem verlernt nicht innerhalb von zwei Jahren, mit Viren und Bakterien umzugehen. Eher ein geschwächtes Immunsystem schafft es nicht, mit einigen Krankheitserregern umzugehen, wenn es wiederum dem verstärkten Kontakt mit vielen Menschen ausgesetzt wird.

In diesem Zusammenhang habe ich mich gefragt, ob es so etwas gibt, wie ein religiöses Immunsystem. Haben wir Menschen Abwehrmechanismen, die uns vor dem Verlust des Glaubens schützen? Gibt es Viren und Bakterien, die an der religiösen Haltung der Menschen knabbern? Gehört Corona auch dazu? Die letzten zweieinhalb Jahre sind auch am kirchlichen Leben nicht spurlos vorbeigegangen. Man merkt, dass der Rückzug in die eigenen vier Wände auch Veränderungen in der Ausübung der religiösen Gewohnheiten geschaffen hat, die von einigen bis heute nicht abgelegt wurden. Haben die Menschen entdeckt, dass sie die Gottesdienste in der Gemeinschaft und die Pfarrgemeinde nicht wirklich brauchen? Ich möchte damit auf keinen Fall die älteren und wirklich kranken Personen verunsichern – im Gegenteil, ich möchte ihnen sagen, dass sie selbstverständlich daheim beten und den Radio- oder Fernsehgottesdienst mitfeiern sollten. Aber ich glaube trotzdem, dass das religiöse Immunsystem einiger Menschen geschwächt wurde, weil ich nicht annehme, dass viele zu Einsiedlern wurden, um in der Stille ihrer privaten Hauskapellen Gott anzubeten.

Wenn es so passiert ist, dass bei einigen das religiöse Immunsystem in den letzten Jahren total geschwächt wurde, dann ist das Weihnachtsfest eine Infusion dagegen. Denn zu Weihnachten bekommen alle, die es wollen, eine geballte Portion der Zuwendung Gottes. Wir feiern, dass Gott aus seiner Komfortzone herauskommt und sich unter die Menschen mischt. Gott verlässt seinen perfekten Himmel, um in unserer „unperfekten“ Welt zu leben. Gott verlässt das Reich der ewigen Liebe und des ewigen Friedens, um den Hass, den Neid, die Gewalt, die Ausgrenzung am eigenen Leib zu erfahren und dadurch mit uns solidarisch zu sein.

Seit der Geburt Jesu ist Gott nicht mehr der Ferne, der Unerreichbare, sondern ein Gott der Gemeinschaft, ein Gott mit uns und ein Gott für Dich. Weihnachten ist eine Vitaminspritze für die Menschen, die sich auf diesen Gott und auf seine Botschaft einlassen. Denn seine Botschaft ist immer dieselbe: eine Botschaft der Liebe und des Friedens, ganz konkret für Dich, ganz konkret für Dein Leben. Gott macht einen Schritt in unsere Richtung, um alle, die ihm entgegen gehen, mit seinem Heil zu beschenken und dadurch im Glauben zu stärken. Weihnachten ist kein Fest des Brauchtums, sondern ein Fest der Begegnung mit Gott, der möchte, dass Dein Leben gelingt, ein Fest der Freundschaft mit Gott, der nicht über uns stehen, sondern mit uns in unserem Alltag leben will, der uns nicht von der Ferne Gesetze und Gebote mitteilt, sondern uns durch sein Mitleben auf dem Weg zum Heil führt.

Liebe Schwestern, liebe Brüder,
das Immunsystem braucht Pflege, um den Körper vor Krankheiten zu schützen; Bewegung, Vitamine, ausreichend Schlaf, sind nur einige bekannte Mittel dafür.

Auch das religiöse Immunsystem braucht Pflege, um im Glauben gefestigt zu werden und nicht den irdischen Versuchungen und Sorgen zu verfallen. Weihnachten ist ein Weg zum glücklichen Leben. Das Fest sagt uns: such das

Glück dort, wo Menschen einander lieben und für einander da sind und sei selbst ein Mensch der Liebe. Such das Glück dort, wo Menschen sich für die Gerechtigkeit und für den Frieden einsetzen und sei selbst ein Mensch der Gerechtigkeit und des Friedens. Such das Glück dort, wo Menschen für Beziehungen und nicht für Besitz leben und sei selbst ein Mensch der Beziehungen. Such das Glück dort, wo Menschen nicht auf Kosten anderer, sondern mit anderen leben und sei selbst ein Mensch der Gemeinschaft.

Ich wünsche uns allen, dass dieses Weihnachtsfest unser Glaubensimmunsystem stärkt. Ich wünsche uns, dass wir die Botschaft von der echten Gemeinschaft und der echten Freundschaft mit Gott in uns aufnehmen. Ich wünsche uns, dass uns Weihnachten neu belebt und uns zu Menschen für Gott und für einander macht.

Slawomir Dadas
Pfarrer

Weihnachten – eine Sternstunde

27. Dezember 2022
Predigt



Wenn ich zu euch schaue, sehe ich viele Ehepaare. Könnt ihr euch noch an eure Hochzeit erinnern? Für manche war es eine Sternstunde des Lebens, ein besonders Fest. Aber das gute Wort, das ihr euch zugesprochen habt, ich liebe dich in guten wie in schlechten Zeiten, ich bleibe bei dir, das wurde erst im Laufe der Jahre Wirklichkeit. In den Zärtlichkeiten und in den alltäglichen guten Worten und Taten, im Zuhören und im Gespräch, im Verzeihen und Neubeginnen nach einem Streit oder nach schwierigen Zeiten, im Aushalten der Schwächen und Fehler oder im heilvollen Dasein füreinander. Das Wort der Liebe wurde und ist lebendig unter euch, vielleicht mal mehr, mal weniger und ich traue mich zu sagen: Gott ist lebendig in euch und durch euch.

Viele erzählen, die Geburt ihres Kindes, der Kinder waren Sternstunden des Lebens. Bei mir war es auch so. Es waren ganz besondere Momente meines Lebens, ja, ich möchte fast sagen, heilige Zeiten, das Geschenk des Lebens meiner Kinder. Aber das Ja, das wir unseren Kindern zugesprochen haben, ja, es ist gut, dass du da bist, ja, ich liebe dich wie du bist, auch dieses besondere Wort muss immer wieder erst Wirklichkeit werden. Ein Kind in seinem Leben begleiten zu dürfen ist ein Geschenk, aber es ist auch oft schwierig. Wir alle kennen Überforderungen: Kinder, Beruf, Alltagsarbeiten, Beziehungen zu leben, unsere Kinder. Wir stoßen an Grenzen, erleben aneinander Unverständnis und Probleme, aber auch Erfüllung, Glück, Freude. In unserer Kommunikation und in unserem Handeln dieses Versprechen der Liebe, des gegenseitigen Annehmens zu leben, bedeutet auch – Göttliches kommt in die Welt. Bruchstückhaft, weil wir alle unvollkommene Menschen sind und doch wirklich. In mir, in dir, in den Kindern ist Gott da, immer schon da, und alle können es wahrnehmen, wenn wir einander leben helfen, einander lieben, trösten, verzeihen, annehmen.

Die Hochzeit, die Geburt der Kinder sind Anfänge und wie Hermann Hesse sagt: Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne. Wir kennen große und kleine Anfänge. Der Friedensvertrag nach dem Krieg, der Staatsvertrag. Anfang von Friede, Freiheit und Demokratie. Es liegt an uns, an dem wie wir täglich leben, dass gut Begonnenes bleibt und sich zum Guten weiterentwickelt. Wir alle kennen auch die persönlichen Anfänge, die Sehnsüchte, dass etwas Gutes im Leben Wirklichkeit wird.

Der Evangelist Johannes erzählt uns heute von einem besonderen, von einem allumfassenden Anfang, von einer Sternstunde der Weltgeschichte.

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Im Anfang war es bei Gott.

Im Anfang war Christus und Christus war bei Gott, und Christus war Gott. Im Anfang war er bei Gott.

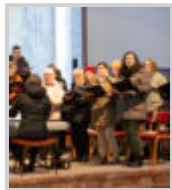
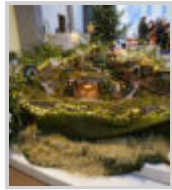
Jesus Christus ist das lebendig gewordene Wort Gottes. Das ist die Weihnachtsgeschichte des Johannes.

Und das Wort ist Fleisch geworden, ist Mensch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen. Das Wort der unendlichen Liebe Gottes ist Wirklichkeit geworden, durch Jesus. In Jesus zeigt sich Gott. Die Menschen konnten diese Liebe erfahren, sie sahen sie im Umgang Jesu mit den Menschen, sie spürten sie in den heilsamen Berührungen Jesu, wenn er Kranke heilte, wenn er sich Ausgegrenzten zuwendete, wenn er traurige tröstete, wenn er fehlerhaften Menschen Verzeihung und einen Neuanfang schenkte, wenn er von der Liebe und Zuwendung Gottes erzählte.

Das Wort, die Zusage Gottes an jede und jeden von uns: "Du bist geliebt, du bist wertvoll". Das Wort Gottes an mich: „Ich nehme dich an wie du bist“, wurde in und durch Jesus Wirklichkeit.

Heute feiern wir mitsammen diese Sternstunde, die Geburt Jesu, der uns durch sein Leben und Sterben Gottes Liebe zeigt. Das gemeinsame Feiern soll uns alle ermutigen, daran zu glauben, dass Gott in jedem von uns da ist, in mir und im Menschen neben mir, es soll uns ermutigen so zu leben, dass Friede, Gerechtigkeit und Liebe durch unser Reden und Handeln immer mehr Wirklichkeit werden. Vielleicht auch bruchstückhaft, unvollkommen und doch wirklich. Dieses Fest soll uns ermutigen, das was Jesus uns vorgelebt hat, weiterzuleben. Wir wissen alle, wie gut das für die Welt wäre. Amen.

Gabi Niederschick



Fotos: Andrzej Gorgol